

In's Kied! in's Kied!

Von

Hoffmann von Fallersleben.*)

Original-Zeichnung von G. Bürkner.

Wir flechten uns Körbchen
Gar zierlich und fein,
Und thun dann die rothen
Erdbeeren hinein.

In's Kied und in's Kied
Setzt munter und frisch!
Wir singen ein Lied
Und holen uns Risch.**)
In's Kied! in's Kied!



Und sind wir zu Hause
Und Mütterchen fragt:
Wo wart ihr so lange?
Dann wird ihr gesagt:
Wir suchten im Kied
Erdbeeren und Risch,
Und sangen ein Lied
Recht munter und frisch.
Im Kied! im Kied!

Wie schauen die rothen
Erdbeeren heraus
Aus grünem Geslechte,
Und laden zum Schmaus!
Wir singen ein Lied
Setzt munter und frisch,
Und holen im Kied
Erdbeeren und Risch.
In's Kied! in's Kied!

Erdbeeren in Körbchen,
Die sammelten wir,
Lieb Mütterchen, beides
Verehren wir dir!
Wir suchten im Kied
Erdbeeren und Risch,
Und sangen ein Lied
Recht munter und frisch.
Im Kied! im Kied!

Der Geburtstagsgratulant.

Original-Zeichnung von Ludwig Richter.

Reime von J. L.

Guten Morgen! sollt' ich sagen
Und ein schönes Compliment,
Und die Mutter ließ auch fragen,
Wie der Pathe sich befänd'!

Und der Strauß wär' aus dem Garten,
Wenn Ihr etwa danach fragt.
An der Thür dann sollt' ich warten,
Ob Ihr mir auch Etwas sagt.

Und hübsch grüßen sollt' ich jeden,
Und ganz still sein, wenn man spricht;
Und recht deutlich sollt' ich reden,
Aber schreien sollt' ich nicht.



Doch ich sollt' mich auch nicht schämen,
Denn ich wär' ja brav und fromm;
Nur vom Kopf das Mützel nehmen,
Wenn ich in das Zimmer komm'!

Wenn mir eins was geben wollte,
Sollt' ich sagen: Danke schön!
Aber unaufhörlich sollte
Ich nicht nach der Torte sehn.

Und hübsch langsam sollt' ich essen,
Stopfen wär' hjer gar nicht Brauch;
Und — bald hätt' ich es vergessen!
Gratuliren sollt' ich auch.

*) Das obige Lied wurde mit einigen anderen Gaben der „Deutschen Jugend“ von dem gefeierten Kinderliederdichter kurz vor seinem Hinscheiden übersandt.

***) Risch, eine bekannte, von den Kindern gern gepflückte Heidepflanze.

Unschätzbar, doch oft unterschätzt.

Erzählung

von

Wilhelm Fischer.

Original-Zeichnung von Eugen Klimsch.



Heinrich Overlach war der Sohn eines armen Ausläufers zu Hamburg, der seine Kinder fleißig zur Schule, nebenbei aber, des lieben Brodes wegen, schon früh zu allerlei Arbeit anhielt. Der begabte und wißbegierige Knabe hätte gerne studirt, doch dazu reichten die Mittel nicht hin; um so eifriger war er in der Volksschule, eignete sich eine schöne Handschrift an, las mit Ausdruck und Verständniß und rechnete auf der Tafel und im Kopf gewandt und sicher. Doch konnte er einen gewissen Reiz nicht unterdrücken, wenn er auf glücklichere Kameraden, die Söhne reicher Eltern, hinblickte, die Englisch und Französisch, Geographie und Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften, ja selbst Lateinisch und Griechisch lernen durften, während er auf die bescheidenen, von ihm fast gering geachteten Elementar-Kenntnisse beschränkt blieb.

Als er dreizehn Jahr alt war, schickte ihn sein Vater eines Tags mit einem Packet Bücher zu dem berühmten Professor Schröder hin, der seiner großen Gelehrtheit wegen in der ganzen Stadt im höchsten Ansehen stand und auch von Heinrich oft bewundernd angestarrt worden war, wenn er langsam über den Trödelmarkt ging, um irgend eine alte, seltene Schartele aufzujstöbern, oder vor den glänzenden Schaufenstern der Buchhändler stand und neue Werke betrachtete. Mit Ehrfurcht trat der Knabe in die bescheidene Wohnung ein, so klein das Haus auch gegen den prächtigen Palast aussah, den ein reicher Schiffsrheder demselben gerade gegenüber aufzuführen ließ. An zwei Wänden des großen Studierzimmers liefen Holzgestelle hin, bis zur Decke mit Büchern gefüllt; in einer Ecke stand ein Tisch, mit Globen und sonderbaren Instrumenten bedeckt, am Fenster aber, vor seinem Schreibtisch, saß in einem alten Lehnstuhl der alte Professor und blickte freundlich von seinem Buche zu dem blühenden Knaben auf, der seine Bestellung anständig und deutlich ausrichtete und dann, während er auf Antwort wartete, sich staunend im Zimmer umsah.

„Gefallen dir die Bücher?“ fragte der alte Herr wohlwollend, nachdem er das Packet eröffnet

und eine kurze Empfangsbefcheinigung geschrieben hatte.

„O gewiß!“ seufzte Heinrich, „wenn ich sie nur lesen könnte; aber ich kann nichts, ich kann nur Deutsch.“

„Laß das Wörtchen nur weg,“ sprach der Professor lächelnd, „Deutsch ist schon viel. Und du kannst jedenfalls noch mehr. Du kannst z. B. wohl auf das Gerüst da drüben klettern, wo der faule Maurer hoekt und alle Augenblicke frisch Feuer schlägt?“

„Es steht ja eine Leiter daran!“ rief Heinrich geringschätzig; „im Nothfall kam' ich auch so hinauf.“

„Und ich mit der besten Leiter nicht,“ seufzte der Professor. „Ueber jenen Graben springen kannst du wohl auch?“

„Mit geschlossenen Füßen ohne Anlauf!“ bestätigte Heinrich.

„Ich wage mich nicht einmal auf die Planke, die darüber liegt,“ sprach der Professor. „Sieh, du kannst also mehr als ich.“

„In dergleichen Dingen vielleicht,“ entgegnete der Knabe, „aber jene Maschinen anwenden, im Aristoteles dort lesen, das kann ich nicht.“

„Was du für Augen hast!“ seufzte der Professor, „den Titel aus solcher Entfernung zu entziffern! Lesen kannst du also auch, jedenfalls auch schreiben und rechnen; verachte das nicht, es bedeutet mehr als du denkst: das ABC ist eine geistreichere Erfindung als die Elektrirmaschine.“

Damit reichte er ihm den Zettel und einen kleinen Botenlohn hin, stand dann aber auf und sprach lächelnd: „Da du doch einmal ein solcher Bücherfreund bist, so wollen wir 'mal sehen, ob wir nichts Passendes für dich finden.“ Und natürlich fand er etwas: eine prächtige Reisebeschreibung mit bunten Kupfern, die der erfreute Knabe mit herzlichem Dank in Empfang nahm.

Heinrich ging sinnend heim und behielt die Worte des alten Herrn in seinem Gedächtnisse. Sie leuchteten ihm ein, er sah, daß er der Mutter Natur für seine gelenkten Glieder und gesunden Sinne, und dem Schulmeister für die Elementarkenntnisse

mehr Dank schuldig war, als er bisher geglaubt hatte. Trotzdem dauerte sein Wissendurst an, erhielt aber eine etwas andere Richtung; er las oft in seinem schönen Buche und sehnte sich, auch große Reisen zu machen und ferne Länder und Meere, sonnige Inseln und Palmenhaine zu sehen. Dieser Wunsch sollte eher, als er dachte, in Erfüllung gehen, freilich erst nach einem traurigen Ereignisse.

Mit sechzehn Jahren nämlich verlor er seinen guten Vater. Sein Vormund, froh, einer Sorge überhoben zu sein, willigte gerne ein, ihn zur See zu senden, und brachte ihn als Schiffsjungen auf der Barke Wilhelmine, Capitän Sommer, unter, die nach Australien bestimmt war. Die Trennung von Mutter und Geschwistern fiel dem armen Heinrich doch schwer: erst beim Scheiden sieht man so recht, was man hinter sich läßt.

Am 28. Februar 1833 lichteten sie die Anker, glitten langsam an Cuzhafen vorbei in die Nordsee hinein, gelangten auch glücklich durch den Canal in den Atlantischen Ocean. Nun ist auch der Schiffsdienst nicht lauter Vergnügen. Schon das Zusammenleben vieler Menschen auf engem Raume bringt gewisse Unbequemlichkeiten hervor, und leicht läßt einer seine üble Laune an andern, besonders der Borgesezte am Untergebenen aus. Und dabei fährt natürlich der unterste, der arme Schiffsjunge am schlechtesten; ihn darf der geringste Leichtmatrose noch knuffen und puffen. Indeß erwarb sich Heinrich, anstellig und gewandt, bald Anerkennung und Wohlwollen, es war eine Freude, ihn die Strickleitern hinauf klettern, über die Raaen laufen oder im Takelwerk hängen zu sehen. Und zuweilen, wenn er scharf auslugend im Mastkorb saß und schwindelfrei das Schaukeln ertrug, freute er sich seiner körperlichen Vorzüge und dachte lächelnd: „Das thäte mir freilich der gute Professor nicht nach!“ Uebrigens ging die Fahrt ohne besondere Abenteuer von Statten, nur daß eines Tags, in der Nähe der Canarischen Inseln, der dicke Schiffstock, im Begriff ein Gefäß zu reinigen, über Bord fiel, den Kessel in der einen, den Vössel in der anderen Hand. Heinrich brach, mit dem Leichtsinne der Jugend, bei dem komischen Anblick unwillkürlich in ein helles Gelächter aus, was ihm von Rechts wegen einen derben Verweis und einen derberen Rippenstoß vom Hochbootsmann eintrug. Uebrigens ward der Dicke gerettet, denn das Wetter war ruhig und die See glatt.

Anders fanden sie es im Stillen Ocean, der dießmal seinem Namen wenig Ehre machte und sie plötzlich mit einem ganz gehörigen Sturm überraschte. Heinrich hielt sich brav und die größte

Wuth der Elemente hatte sich schon erschöpft, da erfaßten ihn die Fegen eines zerrissenen Segels und schleuderten ihn in die hochgehende See.

Das Schiff drehte zwar bei, sobald wie möglich, und kreuzte noch eine Weile in der Nähe der Unglücksstelle, aber umsonst. Der Capitän gab den wackern Burschen verloren, so leid es ihm und der gesammten Mannschaft auch that, und verfolgte seinen Course.

Und doch war Heinrich nicht todt. Eine Woge hatte ihn gar unsanft auf eine einsame Klippe geschleudert, wo er, an mehreren Stellen geschunden, entkräftet, halb betäubt, die schrecklichste Nacht seines Lebens zubrachte. „Warum hab' ich über den armen Koch gelacht?“ dachte er. Als die Sonne wolkenlos aufging und die See wieder in ruhiger Majestät zu seinen Füßen lag, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß der Fels nur wenig Fuß im Geviert enthielt und durchaus keine Speise, nicht einmal Wasser darbot. Zwar entdeckte er Ostföbost eine niedrige Klüste, leider zu entfernt, als daß er in seinem elenden Zustande hätte hoffen können sie schwimmend zu erreichen. Mühsam, denn der eine Fuß schmerzte ihn sehr, kroch er zum höchsten Punct der Klippe, zog seine Jacke aus, schrie und winkte; so jung schon sterben, so schmählich umkommen Angesichts des Landes — es war schrecklich! Er hoffte und zagte, er betete und weinte, bis er endlich vor Erschöpfung in einen tiefen Schlaf versank.

So fanden ihn braune, mitleidige Fischer, die schon früh mit ihren Netzen ausgefahren waren. Behutsam hoben sie den weißen Fremdling in ihr schmales Boot, und schlafend, wie Odysseus auf Ithaka, kam Heinrich auf der noch nie von einem Europäer betretenen Insel Utopiola an.

Bald erwachte er, von kräftigen Gerüchen belebt, und dann durch einen Labetrunk gestärkt. Aber noch lange durfte er sein Lager nicht verlassen, denn sein linker Fuß war verstaucht und auch die Wunden erforderten treue Pflege, die ihm denn im vollsten Maße zu theil wurde.

Anfangs konnte er sich nur durch Zeichen mit seinen freundlichen Wirthen verständigen. Aber schon während seiner Genesung erlernte er eine Anzahl Worte der wohlklingenden Sprache, die nie zwei Consonanten hintereinander duldet. So ward z. B. aus seinem eigenen Namen, nach vielen komischen Versuchen, Heinari Obila gemacht. Mit feinem Ohr und alter Wißbegierde faßte er die einfachen Formen auf, und hatte es nach kurzer Zeit schon so weit gebracht, daß er, zum ersten Mal vor den König ge-

führt, ihn auf gut Utopiolanisch begrüßen konnte: Maha Lunali, haba, König Lunali, sei gesegnet!

Es war freilich ein einfacher Bau, der Palast, auf einer mäßigen, den Blick auf die See beherrschenden Anhöhe gelegen. Aber prächtig grünte der weite Rasenplatz vor demselben, von herrlichen Baumanlagen eingefast; rechts und links wechselten gewaltige Adansonien, die ihre mächtigen Nester durch starke Wurzelsäulen auf den Boden stützten, mit hochragenden Kokospalmen und stolzen Palmen ab und blühende Lianen rankten sich von Baum zu Baum. Der gütige Monarch bot seinem Schützling freundlich einen Sitz auf der Veranda, einen kühlen Trunk und eine Pfeife an, ließ sich, so gut es ging, seine Geschichte erzählen und dann einen Wechselgesang von einem Chor Jünglinge und einem Chor Mädchen anstimmen.

„Ein schönes Lied!“ sagte Heinrich am Schluß. Er hatte durch die vielen Wiederholungen den Hauptinhalt verstanden.

„Es ist ein karger Nest von den vielen, die unsere Vorfahren fangen,“ sprach der König wehmüthig. „Lange, lange hatten sie sich von Mund zu Mund fortgepflanzt, aber eine furchtbare Pest raffte den größten Theil meines armen Volkes und mit ihm die meisten herrlichen Gesänge, die kostbaren Lehren der Weisheit hin.“

„Habt ihr sie denn nicht —“

„aufgeschrieben!“ wollte Heinrich sagen, aber er besann sich vergeblich auf dieß Wort. Er machte das entsprechende Zeichen — umsonst! der König verstand ihn nicht.

„Wie viel Unterthanen hast du, o Herr?“ fragte er.

„Wie viel Blätter hat der Baum?“ erwiderte der König achselzuckend. „Wer weiß es?“

Heinrich verstummte und ging bald darauf, aufs gnädigste entlassen, heim. Er forschte und fragte, er spürte und beobachtete die nächsten Tage fleißig — richtig! seine Ahnung ward zur Gewißheit: dieses Volk, sonst so glücklich auf seiner durch Korallenriffe geschützten Insel, so geschickt in den zum Leben nothwendigsten Künsten, so freundlich und fröhlich, so aufgeweckt und begabt, dieses Volk konnte weder lesen noch schreiben und sehr wenig rechnen!

Ein stolzer Gedanke schwellte seine junge Brust, und nachdem er sich durch eisernen Fleiß der Sprache noch etwas mehr bemächtigert, ging er wieder zum Könige hin.

„Maha Lunali,“ sprach er, „ihr habt den Fremdling gütig aufgenommen und bewirtheht; er will es

euch vergelten: kein Vers eurer Lieder, kein Wort eurer schönen Sprache soll fürder verloren gehen.“

„Bist du ein Zauberer?“ fragte der König. „Warum lagst du denn ehend auf der weißen Klippe, warum schirrst du nicht die Winde ins Joch und rittest auf den Wogen?“

„Nein, alles geht natürlich zu,“ erwiderte Heinrich lächelnd. „Ich lehre euch ein Bild jedes Wortes malen.“

„Ein Ross kann man malen und einen Baum,“ versetzte Lunali; „aber wie den Schmerz und die Lust! Einen Schlafenden magst du malen, aber nicht den Schlaf.“

„Alles!“ sprach Heinrich siegesgewiß.

„Und der Worte sind mehr denn Blumen auf der Wiese,“ wandte der König wieder ein; „wer will sie behalten, deine unzähligen Bilder?“

„Es sind ihrer nicht viele von nöthen,“ sagte der Jüngling heiter, „nur doppelt so viel, o Herr, als du Finger hast.“

„Ich glaube, du rasest,“ sprach Lunali kopfschüttelnd; „wenn du wahr redest: gesegnet der Tag, der dich zu uns führte!“ Und alsbald ließ er die weisesten Männer und Jünglinge seiner Hauptstadt in seinem größten Gemache versammeln, Heinrich aber trat vor die Tafel und schrieb kräftig und zierlich darauf:

a e i o u
b c d f g
h k l m n
p r s t w

Die Umlaute ließ er einstweilen weg. Ein junger Leser, der noch andere Buchstaben vermist, mag nachdenken, warum Heinrich sie für überflüssig gehalten hat.

Er hatte keine gemeinen Schüler vor sich. Die erste Reihe sprachen sie ihm alsbald nach, die andern allerdings mit mehr Mühe, aber sie ließen nicht ab, sie begriffen, voll Staunen und Freude, auch bald die Verbindung, und jubelten laut, als sie den ersten Satz entzifferten, den er an die Tafel schrieb: Maha Lunali, haba!

Da ließ der König ein neues weißes Gewand von feinstem Byssus bringen, mit einem breiten Purpurstreifen, und legte es ihm an und wand eine blaue Binde um sein Haupt und setzte ihn auf einen Wagen mit vier weißen Rossen und ließ ihn durch die Straßen fahren und vor ihm ausrufen: Dieß ist des Volkes Lehrer!

Die nächste Zeit schien die ganze Insel eine große Schule zu sein, nur die nöthigsten Geschäfte wurden getrieben, Alt und Jung warf sich mit Eifer

auf die neue Wunderkunst. Wenn die Kinder in unsern Schulen nur halb so fleißig wären, so bräuchten sie erst mit dem siebenten Jahre zu kommen und könnten noch dazu alle Nachmittage spielen gehen.

Heinrich aber, als der Weise, als der allgemeine Wohltäter hochverehrt, dachte oft mit Rührung an des alten Professors Wort: Das Alphabet ist eine größere Erfindung als die Elektrirmaschine. Aufs sorgfältigste wurden nun die noch geretteten alten Lieder und Sprüche aufgeschrieben.

Als die ersten seiner Schüler im Lesen und Schrei-

„Das reicht nicht einmal für unsere Finger aus,“ rief ein Zuhörer.

„Nein, aber seht diesen länglichen Kreis,“ sprach Heinrich, eine Null machend, „er bedeutet nichts an und für sich. Schiebe ich aber durch ihn 1 in die zweite Stelle, so: 10, dann bedeutet die Eins jetzt gerade zehnmal so viel als in der ersten Stelle, und entspricht der Zahl deiner Finger.“

„Ah!“

„Schreibe ich noch eine Null dahinter, daß 1 in die dritte Stelle kommt: 100, so bedeutet 1 wie-



ben ziemlich sicher waren, überraschte er sie eines Morgens durch die Verheißung: „Ich will euch zeigen, wie man mit wenig Strichen ein erkennbares und lebendiges Bild jeder, auch der größten Zahl darstellt.“

Die andern schwiegen aus Ehrfurcht, der König aber fragte: „Kannst du den Sand am Meere zählen?“

„Nein,“ antwortete Heinrich, „aber eine Zahl, die der Menge seiner Körner gleichkommt, ja sie übertrifft, fassen und theilen wie ich will, sie halbiren oder verzehnfachen, hundert hinzufügen oder tausend abziehen, wie du befehlst, o Herr!“

„Mir schwindelt!“ versetzte Lunali. „Woher Zahlen nehmen für das Unendliche?“

„Ich brauch' ihrer dießmal nur zehn,“ sprach Heinrich und schrieb langsam die arabischen Ziffern 1 2 3 4 5 6 7 8 9 an die Tafel, sie durch Striche erläuternd.

der zehnmal mehr als in der zweiten Stelle, und entspricht also der Zahl der Finger von 10 Menschen.“

Es dauerte eine Weile, bis die Zuhörer ihn verstanden; die großartige Einfachheit überwältigte sie. Aber als sie den tief sinnigen Gedanken gefaßt und die Zauberkrast des Stellenwerths begriffen hatten, da erhoben sie sich, wie berauscht vor Freude, da brach ein donnernder Beifallssturm aus. Mit Aufmerksamkeit folgten sie, nachdem die größte Aufregung sich gelegt hatte, den weitern Belehrungen Heinrichs und machten rasch bedeutende Fortschritte. Der König hatte solche Freude an der neuen Kunst, daß er noch an demselben Tage alle Bäume der Wiese, alle Säulen seines Palastes zählte, die Ziffern eigenhändig aufschrieb und in ein wahres Entzücken gerieth, als Heinrich sie bei der Prüfung richtig fand.

„Wie heißt der große Mann,“ fragte er bewundernd den Jüngling, dem wir diese überaus herrliche Erfindung verdanken?“

„Niemand weiß es,“ antwortete Heinrich, „er hat vor vielen tausend Jahren im fernen Indien gelebt.“

„So kennt die Menschheit den Namen eines ihrer größten und geistreichsten Glieder nicht,“ sprach Umali.

Es würde uns zu weit führen, den Lehrgang der Insulaner im einzelnen zu verfolgen, ihr wachsendes Erstaunen, ihre sich stets erneuende Bewunderung und Freude zu schildern, wie sie allmählich in die Tiefen der Rechenkunst eindringen und fast spielend mit ungeheuren Zahlen umgehen lernten, an denen die Vorstellung erlahmt. Der Rest unserer kleinen Geschichte werde rasch erzählt. Heinrich lebte noch viele Jahre in hohen Ehren und Würden unter dem glücklichen Volke; der Traum seiner Jugend hatte sich, freilich in ungeahnter Weise, glänzend erfüllt, er war ein gelehrter, berühmter und einflussreicher Mann und dabei noch so jung und frisch. Aber endlich ergriff ihn die Sehnsucht nach der Heimath, wie ja auch Odysseus auf der Insel Kalypso's verlangte, nur den aufsteigenden Rauch seines Landes einmal wieder zu sehen. Statt der ewig weichen Klänge der Utopiolanischen Sprache hätte er endlich einmal wieder gern ein kräftiges deutsches Wort vernommen, und wär's ein Matrosensluch gewesen, von den langentbehrten Stimmen der Mutter und aller Lieben ganz zu schweigen. Nur ungern hörte Umali von einer Trennung reden, doch widerstrebte der gütige dem heißen Wunsche des Freundes nicht lange. Heinrich hifste auf der Klippe eine Nothflagge auf, welche die Fischer beobachten mußten, und eines Tages meldeten sie, ein großes Schiff liege draußen, dürfe sich aber der Untiefen wegen nicht näher an die Insel wagen. Da nahm er gerührt Abschied von seinen freundlichen Wirthen und zog reich beschenkt und von einer ganzen Flottille kleiner Nachen begleitet, die seine Schätze trugen und dem fremden Schiffe frisches Wasser und Lebensmittel zuführten, zur Klippe hin, wo er die deutsche Barke „Eintracht“, Capitän Dirksen, antraf und von ihr auf's freundlichste aufgenommen wurde. Ohne besondern Unfall legten sie die weite Reise zurück und landeten am 3. Juni 1839 glücklich in Hamburg. Hier erschien der längst todtgeglaubte, jetzt als reicher Mann zurückgekehrte seiner armen Mutter und seinen jüngern Geschwistern als ein wahrer Rettungengel und sorgte väterlich für sie. Er selbst aber mietete

sich in der Nähe des Professors Schröder einige Zimmer und beschloß mit dessen Hülfe seine Erlebnisse und ein Lehrbuch der Utopiolanischen Sprache herauszugeben. Aber der furchtbare Brand, welcher einen großen Theil der Stadt verheerte, ergriff leider auch seine Wohnung, und vernichtete seine Tagebücher und Sammlungen.

Vielleicht hätte er noch das eine oder das andere den Flammen entreißen können. Allein er schätzte ein Menschenleben höher als Ruhm und Gelehrsamkeit, und rettete lieber mit eigener Gefahr seinen alten Freund. Mit großer Ausdauer versuchte er später, aus der Erinnerung das Verlorene zu ersetzen und sein Werk zu Ende zu führen. Aber weder seine Mutter noch Professor Schröder haben die Herausgabe erlebt, obgleich sie beide erst in hohem Alter gestorben sind. Denn Heinrich kann sich nie genug thun und vermisst trotz seines vortrefflichen Gedächtnisses die genauen Aufzeichnungen schmerzlich. „Unschätzbar, doch oft unterschätzt,“ seufzte er zuweilen, „sind die Dienste, welche Ziffern und Buchstaben uns leisten.“ Er ist ein Schulfreund und besucht nicht nur einige Prüfungen regelmäßig, sondern wohnt bei ihm näher stehenden Lehrern auch dann und wann dem Unterrichte bei. Dann ermahnt er die so oft gedankenlosen Kinder zur Aufmerksamkeit und zum Fleiß und sucht ihnen die Wichtigkeit und wunderbare Leichtigkeit unseres Rechnens und Schreibens klar zu machen. Er gibt ihnen z. B. ein leichtes Exempel mit römischen Zahlzeichen zu lösen auf, etwa MDCCCLXXIII \times LII, und lächelt, wenn sie sich recht lange quälen oder gar nicht fertig werden, während sie spielend 1873 mit 52 multiplizieren und im Fluge das richtige Produkt finden. Oder er läßt sie versuchen, einen kleinen Satz durch bloße Bilderschrift verständlich auszudrücken, was selten gelingt. Wenn ihnen dann der ungeheure Unterschied zwischen Ziffern mit und ohne Stellenwerth, zwischen Laut- und Wortbildern zum Bewußtsein gekommen ist, so erzählt er ihnen schließlich seine wunderbaren Abenteuer, und das ist allen das liebste, sogar denen, die etwa zum zweiten Male zuhören. Vielleicht geht's andern Buben und Mädchen ebenso. Und da es noch eine Zeit lang dauern kann, bis Heinrichs inhaltreiches Buch im Verlage von Herrn Utis zu Nusquam erscheint, so hat er mir einstweilen auf meine Bitte gestattet, diesen kleinen Auszug daraus mitzutheilen.



Ein deutscher Schreibmeister in Wälschland.

Von Julius Sturm.

Original-Zeichnung von A. von Werner.

Den Kaiser mir zu schelten*)
Und Deutschlands gutes Recht,
Das sollst du mir entgelten,
Verlogner Pfaffenknecht!"

Der Ritter rief's und blickte
Rief er den blanken Stahl;
Da fuhren von den Sigen
Die Wälschen auf im Saal.

Fünf Schwerter sah man zücken
Auf Einen Mann zugleich;
Der stand, gedeckt den Rücken,
Parirend Streich um Streich.

Doch plötzlich mit dem Schwerte
Trifft er den rechten Mann,

Und herrscht mit Drohgeberde
Die andern zornig an:

"Ich tauche meine Feder
In einen rothen Born,
Und schreibt' auf wälsches Leder
Ein Wort von deutschem Born.

Soll ich noch weiter schreiben?
Heran, wer mein bedarf!"
Da mochte keiner bleiben,
Die Feder schrieb zu scharf.

Kennt ihr den Schreibemeister,
Den Rächer deutscher Schmach?
Ulrich von Hutten heißt er;
Ihr Zungen, schreibt ihm nach!

Zwei ungleiche Brüder.

Räthselgedichte von

Wilhelm Fischer.

1.

Man spricht von meiner Last, doch schwinde
Ich Zarter oft vor einem Hauch;
Leicht, wie ein flüchtig Spiel der Winde,
Brech' ich doch Bäume' und Balken auch;
Selbst weich, beschirm' ich gern das Weiche,
Kein, wie mein Herz, ist mein Gewand,
Doch küß' ich manchen kalt zur Leiche
Und schnell verzaub' ich rings das Land;
Die Ahnung frühen Tod's im Herzen,
Bin ich mit Kindern gern ein Kind,
Doch wenn die Riesen mit mir scherzen,
So zittern all', die nahe sind;
Ich sperr' die Wege; neue bahne
Zugleich ich dir voll Wankelmuth,
Und nähre, gleich dem Pelikane,
Manch schnellen Sohn mit meinem Blut;
Formlos erschein' ich, doch Kubine
Empfingen kein bestimmtes Kleid;
Man nennt mich ewig, und ich diene
Als Sinnbild der Vergänglichkeit.

2.

Weh mir! Auf Tod und Leben hassen
Sich meine Eltern, und doch muß
Ich gleich mein junges Leben lassen,
Entbehre' ich nur des Vaters Kuß.
Ich wirke gern: das Kocht und schwillt,
Das krängt und gährt! Doch hab' ich kaum
Die Lust gebüßt, den Drang gestillet,
So geh' ich hin, ein Dunst, ein Traum!
Ich hab' vor diesem Zwerggeschlechte
Gewalt'ges oft in einem Nu
Vollbracht — nun fordern sie vom Knechte:
Lern' täglich Neues noch dazu!
Daß sie zu meistern mich verstanden,
Es gränzt fürwahr an Zauberei!
Ich bin ein Riese, wenn in Banden,
Ein Schwächling nur, siehst du mich frei;
Und will ich am Gewürm mich rächen
Für Schimpf und Schande, die ich litt,
Mag ich wohl Haus und Säulen brechen,
Doch sterb', wie Simson, selber mit.

*) Wir erinnern unsere jungen Leser an das in dem Artikel „Zwei deutsche Ritter“ von Fedor v. Köppen im vorigen Heft, Seite 100 mitgetheilte Begebniß in der Schenke von Viterbo.

Gotthold Ephraim Lessings Jugend.

Von Ferdinand Schmidt.

Mit einer Portrait-Zeichnung von Ludwig Burger.



Dieser große Lehrer — als welchen ihn alle Welt erkennt — war ein großer Lerner. Ihn ablernen, wie er gelernt, ist die Aufgabe jener, bei denen es mehr als Phrase ist, in ihm den Reformator, den Wiederhersteller, den Schöpfer und Vater deutscher Literatur und Kunst zu wissen. G. Kühne.

I. Das Elternhaus.

Nach Olympia in der Landschaft Elis wallfahreten die griechischen Jünglinge, um selbstthätig oder als Zuschauer theilzunehmen an den Wettkämpfen, die dort von vier zu vier Jahren abgehalten wurden. Dem Sieger ward die Stirn mit einem Olivenkranze geschmückt.kehrte der also gekrönte in die Heimath zurück, so wurde er im Triumph in seine Stadt geleitet. Die Bürgerschaft ließ sein Bild in Marmor darstellen, und dasselbe erhielt einen Platz in dem heiligen Hain von Elis. Wie wirkte dieser Hain mit seinen Marmorbildern und seinen Tempeln auf die jungen Geschlechter!

Auch wir Deutsche besitzen ein Elis, freilich eines von gänzlich anderer Gestalt, als die Griechen es hatten. Innerhalb der Christenwelt befindet sich das heilige Land, in welchem den sieg-gekrönten Ringern und Kämpfern unseres Volkes Bildsäulen errichtet werden, und schon die jugendliche Welt wandelt gern in diesem Hain, dankbar und bewundernd aufschauend nach den Geisteshelden, die für die Ehrengüter, deren wir uns erfreuen, gekämpft und gelitten haben.

So lade ich dich denn, liebe Jugend, ein, mir zu einem neuen Gange in diesen Hain zu folgen, um mit mir das Bild eines unserer herrlichsten

Geisteshelden zu betrachten. Der Name dieses Helden ist, wie schon die Ueberschrift sagt, Gotthold Ephraim Lessing.

Wir haben zunächst des Heimathsortes Lessings und der Zeit seiner Geburt zu gedenken. Spannen wir denn — nicht den Faustischen Zaubermantel, sondern den Zaubermantel der Phantasie aus, der uns verliehen ward, um im Geiste Zeit und Raum nach Belieben zu durchfliegen, und lassen wir uns anderthalb Jahrhunderte zurücktragen, und zwar nach dem kleinen sächsischen Städtchen Kamenz, das unsre Leser schon als Geburtsstätte Ernst Rietschels kennen lernten, woselbst in dem zweiten Pfarrhause am 22. Januar 1729 ein Knäbchen das Licht der Welt erblickte, dem bei der Taufe der Name Gotthold Ephraim gegeben ward.

Der Vater des Knäbchens, zur Zeit der zweite Pfarrer in Kamenz, hieß Johann Gottfried Lessing, die Mutter, Justine Salome mit Vornamen, war die Tochter des Magister Feller, des ersten Pfarrers in Kamenz, dessen Nachfolger im Amte ihr Gatte späterhin ward.

Strahlendere Augen, als die waren, die von dem Knäblein Gotthold in der Wiege aufgeschlagen wurden, konnte es kaum geben — sie mochten denen eines Prinzen am preussischen Königshofe gleichen, der siebenzehn Jahre früher das Licht der Welt erblickt hatte, eines Prinzen Namens Friedrich, dem die dankbare Mit- und Nachwelt den Beinamen „der Große“ gab. Wer in den Augen beider hätte prophetisch lesen können, was würde der erschaut haben! Beide, der damals siebenzehnjährige Kronprinz von Preußen und der Kronprinz des Pfarrhauses zu Kamenz, waren zu hohen Thaten berufen, zu Thaten, deren Wirkungen dem Jahrhundert sein Gepräge geben sollten.

Ja, wer es vermocht hätte, in den Augen jener zu lesen! Aber es war Niemand da, der das konnte, weder am Hofe zu Berlin noch im Pfarrhause zu Kamenz. So hell auch die Augen beider leuchteten, einen Blick in die Zukunft derer, denen sie angehörten, gewährten sie nicht.

Die Frau Pfarrerin sah im Geiste schon ihren Sohn auf der Kanzel, ja sie träumte sich zu Zeiten in diese Vorstellung so lebhaft hinein, daß sie meinte des künftigen frommen Hirten Licht und Trost verbreitende Stimme von der Kanzel zu vernehmen, wo dann ihre Augen sich mit Freudenthränen füllten.

Aber was sind der Menschen Gedanken gegen die Wege der Vorsehung! Des Sohnes Weg sollte ihn auf eine andere Kanzel führen, als die war, von der die Mutter träumte; er sollte in anderen

Formen in priesterlicher Weise unter seinen Mitmenschen wirken, als das Amt eines Predigers es mit sich bringt.

Des Vaters Wünsche und Hoffnungen in Bezug auf den Sohn waren nicht so engbegrenzt; nur das stand bei ihm fest, Gottlob solle eine tüchtige wissenschaftliche Vorbildung empfangen und darnach auf die Universität gesandt werden. Gelegentlich pflegte er wohl zu sagen, er würde den Sohn einst gern auf der Kanzel sehen, nächst dem aber am liebsten auf dem Katheder, namentlich, wenn es sein könnte, in einer Wirksamkeit als Universitätslehrer.

Er selbst, der Vater, hatte längere Zeit sich mit dem Plan getragen, Universitätslehrer zu werden, wozu er, wie seine Lebensbeschreiber befunden, vollkommen befähigt gewesen wäre. Er war ein bedeutender Kopf und zeichnete sich schon auf der Universität durch Herausgabe gebiegener Abhandlungen wie auch dadurch aus, daß er neben den Studien, die mit den Vorlesungen zusammenhingen, mit größtem Eifer und mit bestem Erfolge das Studium der neueren Sprachen betrieb. Da ward dem fünf- undzwanzigjährigen Manne von den Behörden seiner Vaterstadt Kamenz das Amt des zweiten Predigers angetragen, und indem er darin eine höhere Fügung sah, entsagte er jenem Plane, übernahm das ihm gebotene Amt und gab sich treuen Sinnes dem geistlichen Hirtenamte in apostolischer Bedeutung des Wortes hin. Aber den wissenschaftlichen Studien vermochte er nicht gänzlich zu entsagen; es war eine Erholung für ihn, immer und immer wieder in die Schächte des Wissens hinabzusteigen und Schätze zu Tage zu fördern. Mit welchem Erfolge dies geschah, ist schon daraus zu ersehen, daß in der Lebensbeschreibung, die später der Kamenzener Rector Voigt von ihm herausgab, die Titel und Recensionen seiner Schriften vier und eine halbe Quadratsseite Raum hinnahmen. Die Mehrzahl der Schriften waren theologische. Aus ihnen ergiebt sich, daß der Verfasser ein sogenannter rechtgläubiger Lutheraner war. Immer und immer wieder wies er darauf hin, daß das Wesen der christlichen Nachfolge vornehmlich darin bestehe, Christo nachzustreben in der Liebe, in der Reinheit der Gesinnung, in der Hingabe an Gott.

Da die Hausfrau gleichen Sinnes war, waltete ein guter Geist in dem Pfarrhause — ein Segen für Gotthold und seine Geschwister. Drei Jahre vor Gotthold war den Eltern eine Tochter geboren worden; sie, nach der Mutter Justine Salome benannt, war Gottholds erste Spiel- und darnach auch erste Lern-Gefährtin. Aber wie schnell überholte

er sie im Wissen! In ihm regte sich frühzeitig etwas von des Vaters Geist, ja, man kann sagen, von dem Geiste der Ahnen des Hauses. Und frühe vernahm er von diesen Ahnen. Sie waren Ritter des Geistes gewesen, wie er einer werden sollte.

Es geschah der Form nach etwas anderes, der Sache nach das gleiche, was uns aus alten Zeiten von Heldengeschlechtern berichtet wird. Schwerter und Schilde hingen an den Wänden des Ahnensaales, und der junge Sproß des Hauses vernahm, was seine Vorfahren mit den Waffen, zu denen er ehrfurchtsvoll emporschaute, großes vollführt hatten. Das webte sich in seine Träume, in sein Fühlen und Denken ein; gleichen Ruhm zu erringen, ward sein eifriges Trachten; wie über die Väter, so sollte — darauf ging nun all sein Sinnen aus — einst auch über ihn berichtet werden.

Im Pfarrhause zu Kamenz nahm für Gotthold die Studirstube des Vaters die Stelle des Ahnensaales ein. Waren die evangelischen Pfarrhäuser von damals, nicht auch auserbaut als Burgen gegen den römischen Geist, der in allerlei Formen und Weisen darnach getrachtet hatte, Deutschland in geistige und leibliche Tributpflichtigkeit zu bringen, und der ein Jahrhundert früher in dem schrecklichen Religionskriege beinahe zu vollständigem Siege gelangt war? Deutschland war fast zur Wüste gemacht, aber es war doch der evangelische Glaube gerettet worden, die Lichttröthe eines neuen Tages. Von da ab hatten die evangelischen Prediger ja um so mehr die Pflicht zu wachen, und sie haben es im großen und ganzen daran auch nicht fehlen lassen. Und gerade auch eine Zahl der Ahnen Gottholds hatte mit treuester Hingabe der evangelischen Sache gedient, und in des Vaters Studirstube sah Gotthold deren Bildnisse hängen und gelegentlich vernahm er eines und das andere aus ihrem Leben. Wie sie ihn ansahen, die Ahnenbilder; es war, als schaueten sie aus jener Welt hinein in diese! Hätte er die Bilder in der Wohnstube von früher Jugend an fortgesetzt vor Augen gehabt, so würden sie in seiner späteren Knabenzeit einen tiefgehenden Eindruck auf ihn nicht hervorgebracht haben. Nun kam dazu, daß des Vaters Studirstube an und für sich schon den Hausbewohnern als eine Art Heiligtum galt. Befand sich der Vater in dieser seiner Geisteswerkstätte, so herrschte eine feierliche Stille im Hause. Das war das Werk der Hausfrau, die da gemeint hatte durch Einführung solchen Gebrauches des Gatten Wirken zu fördern. Die Ehrerbietung, die sie damit dem Gatten in seiner Berufsthätigkeit erwies,

trug sich auf die Kinder über, zum Segen für diese und für das ganze Haus.

Nach dem Obigen wird es sich ermessen lassen, weldh einen Eindruck es auf Gotthold hervorbrachte, als ihm vom Vater zum ersten Male von seinen Ahnen erzählt wurde. „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!“ Mehr und mehr wurde er vertraut mit den Bildern, und es war ihm bisweilen, als gewönnen sie Leben. Zu gelegener Zeit, etwa nach der Abendmahlzeit oder auf einem Spaziergange, setzte der Vater seine Mittheilungen fort. So vernahm Gotthold ausführlich, was einer seiner Biographen (Danzel) in Kürze also zusammenfaßt: Der Stammbaum seines Geschlechtes läßt sich bis in das sechzehnte Jahrhundert zurück verfolgen. Er zeigt als Ahnherrn einen Clemenz Lessing, lutherischen Pfarrer im sächsischen Erzgebirge. Von diesem geistlichen Stammherrn an zieht sich das Geschlecht anderthalb Jahrhunderte und sechs Generationen hindurch in ununterbrochener Folge von Geistlichen und Rechtsgelehrten, Pfarrern und Bürgermeistern kleiner sächsischer Städte bis zu Gotthold Ephraim herab. In Kamenz wanderte das Geschlecht ein mit Gottholds Großvater, Theophilus Lessing, der ein Jahr vor seines Enkels Geburt, achtzig Jahr alt, als Bürgermeister der Stadt starb. Dieser Großvater Lessings darf in vielem Betracht als ein ausgezeichnete Mann gelten. Geboren im vorletzten Jahre des dreißigjährigen Krieges in dem kleinen damals sächsischen Städtchen Schleuditz, und von den durch Brandunglück verarmten Eltern mit einem Kapital von zwei Thalern auf die Universität Leipzig gesendet, konnte das Wort des alten römischen Dichters:

„Schwer nur ringt sich empor das Talent, dem schon in der Jugend

Armut sperrt den Weg!“

im vollen Maße auf ihn Anwendung finden. Aber er rang sich tapfer empor. Seine Kenntnisse und sein Talent, jene mitzutheilen, empfahlen ihn als trefflichen Lehrer einem der beiden Bürgermeister von Leipzig, der ihn als Erzieher seiner Söhne in sein Haus nahm, ihm ein Stipendium verschaffte und sich dafür durch die Freude belohnt sah, den einen seiner Söhne unter der Leitung und dem Unterrichte seines Schütlings bereits im vierzehnten Jahre die Magisterwürde erlangen zu sehen.

Mittheilungen solcher Art empfing, wie bemerkt, Gotthold aus dem Munde seines Vaters, und er fand die Namen der trefflichen Männer seines Stammes, so wie die wichtigsten Vorkommnisse aus ihrem Leben — gemäß altem Gebrauch — auf den weißen Blättern einer Familienbibel verzeichnet.

Mit den Eltern besuchte Gotthold zum öfteren des Großvaters Grab, und gern half er den Hügel schmücken. Auf einem solchen Gange äußerte der Vater in Bezug auf den geschiedenen: „Jetzt schauet er von Angesicht zu Angesicht; jetzt ist es ihm gegeben zu erkennen, ob er im Lichte der göttlichen Wahrheit wandelte, als er einst in seiner Doctorrede für die Duldsamkeit in Religionsfachen, die Toleranz, eintrat, eine Ansicht, an der er festhielt sein Lebelang.“

Gotthold hatte das Wort „Toleranz“ zum ersten Male gehört; aber er fragte nicht sofort, er wartete vielmehr erst ab, ob nicht der Vater erläuternde Worte von selbst würde nachfolgen lassen. Das geschah denn auch, und Gotthold vernahm, der Geschiedene habe nicht bloß Duldung der drei christlichen Confessionen, sondern Duldung aller Religionen als Forderung der Liebe und Vernunft aufgestellt.

Nun wußte Gotthold, was es mit der Toleranz zu besagen habe, und die Darlegungen des Vaters über diesen Gegenstand senkten sich in seine Seele wie ein Samenkorn in ein fruchtbares Erdreich.

An Stelle der Waffen, die auf den Burgen zwischen den Ahnenbildern prangten, standen in des Vaters Studierzimmer als Rüstzeuge der Geisteskämpfe wohlgeordnete Reihen von großen und kleinen Schriften, unter ihnen Folianten und Quartanten mit Einbänden, die auf die Ewigkeit berechnet zu sein schienen, und die Art, in der der Vater sich mit ihnen beschäftigte und dem Sohne über die Bedeutung einzelner Erläuterungen gab, bewirkte, daß dieser frühzeitig schon nichts lieber hatte als Bücher. Wie einst der junge Rittersproß träumte von Kämpfen und Abenteuern, die er zu bestehen, von Ländern und Völkern fremder Art, die er zu durchwandern und kennen zu lernen haben würde, erging es dem jungen Sprossen des Lessingschen Hauses, nur daß er Wissen als Rüstung und Kraft ansah und daß er an Kämpfe auf dem Gebiete geistigen Lebens dachte. Die Eltern erzählten später oft, wie Gotthold schon in früher Knabenzeit am liebsten mit Büchern sich zu thun gemacht, und wenn es sich getroffen, daß ihm der Inhalt eines Buches nicht verständlich gewesen, er wenigstens gern in ihm geblättert habe. Aber es war doch auch zum Staunen, wie die Fähigkeit des Verstehens seinen Jahren gleichsam weit voranging, und welch einen Schatz verschiedenartigen Wissens er sich in früher Zeit schon einsammelte. Wie Andere mit Zwang zu den Büchern, so mußte er oftmals mit Zwang von den Büchern gebracht werden.

„In Gotthold“, äußerte der Vater zur Gattin, „regt sich die Liebe des Lessingschen Geschlechts zur Bücherwelt in einem Maße, als sei sie ihm als gemeinfames Erbe aller Glieder zugefallen, und so dürfen wir hoffen, daß, wenn Gott seinen Segen giebt, er später in Bezug auf die Ergebnisse seiner Studien seinen Vater und auch seine übrigen Vorgänger übertagen wird. Möchte es also geschehen!“ —

Gotthold war sieben Jahr alt, als die Eltern das Anerbieten eines geschickten Malers annahmen, die beiden älteren Söhne zu malen. Die erste Sitzung nahm ihren Anfang, und der Maler stellte einen Vogelbauer zur Seite Gotthold's auf. Sofort klar über die Bedeutung dieses Beiwerks, rief Gotthold lebhaft: „Nicht doch! Mit einem großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen, oder ich will lieber gar nicht gemalt sein.“ — Er blieb auch fest dabei, und der Maler ward von den Eltern veranlaßt nachzugeben. Der Maler führte sein Werk zu großer Zufriedenheit der Eltern aus. Später wußte auf längere Zeit Niemand, wohin das Bild gekommen sei. Erst vor wenigen Jahren ward es in einer Dachkammer der Kirche zu Ramenz aufgefunden. Hermann Hettner, einer unserer berühmtesten Literatur- und Kunstkenner, unterwarf das Bild einer strengen Musterung und sagt über dasselbe Folgendes: „Das Bild ist nicht ein einzelnes Portrait, sondern ein Bild mit einer portraithaften Knabengruppe. Rechts sitzt der junge Gotthold Ephraim Lessing; fröhlich aufblickend, hat er die linke Hand auf ein auf seinen Knien liegendes offenes Buch gelegt, während er die Rechte nach einigen andern Büchern ausstreckt, welche zu seinen Füßen liegen. Links sitzt sein jüngerer Bruder Theophilus, an dessen Seite ein kleines Lamm steht, dem der Knabe eine Lechre reicht. Gotthold ist mit modischer Eleganz in rothen Rock, rothe Hosen und rothe Strümpfe gekleidet. Der jüngere Bruder trägt ein schwarzes Kleid. Der Ausdruck der kindlichen Gesichter ist unbefangen und äußerst lebendig und ansprechend. Es ist merkwürdig, zu sehen, wie fest und bestimmt in den Gesichtszügen des Knaben die Gesichtszüge des Mannes bereits vorgezeichnet erscheinen. Hohe Stirn, weite, helle, offene, geistreiche Augen, die Nase breit und energisch vortretend, um den Mund ein munteres und freundliches Lächeln.“

Daß im Lessingschen Hause auch die gottesdienstlichen Formen in Ehren gehalten wurden, versteht sich von selbst. Früh lernte Gotthold seine Gebete sprechen, Morgens und Abends nahm er Theil an den Hausandachten, was allein schon be-

wirkte, daß sich seinem Gedächtnisse ein umfangreicher Schatz von geistlichen Liedern einprägte. Seine eigentliche Lernzeit begann bereits in seinem sechsten Lebensjahre. In der Religion unterrichtete ihn der Vater, in anderen Gegenständen ein Privatlehrer. Vom achten Jahre ab besuchte er die Stadtschule, die unter der Leitung eines tüchtigen Schulmannes, des Rectors Heinitz, im kräftigen Ausblühen begriffen war. Da ihm das Lernen Genuß war, schritt er rüstig vorwärts. Neben der Schule empfing er noch Unterricht im Zeichnen von dem Maler, der ihn gemalt hatte, der nach Lessings späterem Urtheil ein achtungswerther Künstler war, und dessen Anregungen in ihm den Geschmack an bildender Kunst erweckten.

Mancherlei Erwägungen gaben dem Vater den Anstoß, früher, als es sonst geschehen sein würde, Schritte zu thun, seinem Sohne Gotthold eine Freistelle auf der Meißener Fürstenschule zu verschaffen. Seine Bemühungen hatten guten Erfolg, und es wurde der Eintritt Gottholds in die Fürstenschule auf den 21. Juni desselben Jahres (1741) festgesetzt. Für die Zwischenzeit — von Ostern ab bis zu dem genannten Tage — übernahm es ein früherer Zögling der Fürstenschule, der Pastor Vindner zu Puzkau, der die Anforderungen in Bezug auf einzelne Lehrfächer genau kannte, den Knaben besonders noch vorzubereiten.

Der junge Nar sollte also seinen ersten Flug in die Welt thun. Ehe wir ihn indeß auf diesem Fluge begleiten, haben wir noch eines Vorganges zu gedenken, der ebenfalls von tiefgehendem Eindruck für ihn war.

Der Vater hatte den Sohn kurz vor der Abreise noch einmal in sein Studirzimmer gerufen, und in ernster und eindringlichster Weise ermahnte er ihn, doch um Gottes und seiner Eltern willen Allem zu widerstehen, was ihm Gottes Gebote und das Gewissen, die Stimme Gottes in der Brust, als Sünde bezeichne, dagegen immerdar bestrebt zu sein, vor Gott und Menschen gerecht zu wandeln, damit er später den Eltern zur Wonne, seinen Mitmenschen zum Segen lebe und vor dem Richtersthule Gottes einst bestehe. Gottholds Augen standen voll Thränen, seine Blicke trafen die Bilder seiner Ahnen, und wieder war es ihm, als wären sie in diesem feierlichen Augenblicke belebt. Er gab dem Vater mit Hand und Mund das Versprechen, seine Kräfte anzustrengen, um den guten Lehren nachzukommen. „Und noch eines, Gotthold, noch eines,“ sagte der Vater, „du kennst meine Schwäche: ich gerathe leicht, leider gar zu leicht, in Hitz. Gott-

hold, ich bitte dich, nimm ein Exempel an mir, sei auf deiner Hut, denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch gern in dir gebessert haben!“ —

Viele Jahre später erst wurden diese Worte von dem, an den sie gerichtet waren, aufgezeichnet, und dabei die Versicherung beigelegt, „der Vater habe ihm jenes mit einer männlichen Thräne im Auge geklagt.“ —

Der Abschied von der Mutter war nicht minder ergreifend. — Unter vielem Guten, das Gotthold aus dem elterlichen Hause mit in die Welt hinaus nahm, sei hier auf eines noch hingewiesen: es war das ihn kräftigende Wissen, guter Leute Kind zu sein. §

II. In der Fürstenschule zu Meissen.

Eine geistliche Burg — das Pfarrhaus zu Kamenz — hatte der junge Lessing verlassen; eine geistliche Festung — die Schule zu St. Afra in Meissen — nahm ihn auf.

Die ansehnliche Stadt Meissen liegt in einem reizenden Elbthale, wenige Meilen entfernt von Dresden. Einige der Straßen führen zu den Anhöhen hinauf, deren höchste, ein Fels, ein großes alterthümliches Gebäude trägt.

Dieses Gebäude, früher ein der heiligen Afra geweihtes Kloster, war von dem Kurfürsten Moritz von Sachsen in eine evangelische Lehr- und Erziehungsanstalt umgewandelt worden. Hier wurden junge Leute für die Universität vorbereitet. Feste Ordnungen walteten; einzelne Einrichtungen erinnerten noch an die klösterliche Zeit. Die Zöglinge wohnten in zweiundsünzig Zellen. Die einzelne Zelle war Wohn- und Studirzimmer, zu jeder Zelle gehörte ein Schlafgemach. Auf die Zelle kamen vier Personen: ein Primaner, ein Secundaner und zwei Zöglinge der Tertia oder der Quarta. Der Primaner hieß „Obergesell“, der Secundaner „Untergesell“; sie führten — nach der in ihren Titeln bezeichneten Rangordnung — die Aufsicht über die beiden jüngeren Zöglinge, ertheilten ihnen auch — je nachdem von den Lehrern der Anstalt darüber bestimmt ward — Unterricht in einzelnen Fächern. Auch sonst noch gab es — entnommen aus der Zahl der Primaner, „Obere,“ die die Aufsicht in den Klassen, bei den Mahlzeiten, auf dem Hofe u. s. w. führten.

Ob reich, ob arm von Hause aus, ob von hohem oder niederem Herkommen — in der Anstalt standen alle unter gleichen Gesetzen und Einrichtungen: geistige und leibliche Kost war die gleiche,

die Gleichheit erstreckte sich sogar bis auf den Anzug. Das Ausfrücken in höhere Rangordnungen hing einzig und allein von dem Grade der erlangten Tüchtigkeit ab. In Bezug auf die Tagesordnung war alles auf die Minute berechnet. Im Winter rief die Glocke um fünf und ein halb, im Sommer um vier und ein halb Uhr früh zum Aufstehen, um neun und ein halb Uhr Abends gab sie das Zeichen zum Zubettgehen. Die Eintheilung der Tagesordnung für die Woche war diese: Es kamen zweiunddreißig Stunden auf den Klassenunterricht, fünf- undzwanzig auf gemeinsamen Gottesdienst, Gebet und Bibelerklärung, sieben auf Wiederholung der Obergesellen mit den ihnen übergebenen jüngeren Zöglingen, vierzehn auf die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, sieben auf Erholung, fünf- undzwanzig Stunden endlich, also etwas über drei und eine halbe Stunde täglich, waren den Zöglingen für Privatstudien angesetzt.

Die letztere Einrichtung war zu dem Zweck getroffen, den Selbstthätigkeitstrieb in den Zöglingen zu erwecken, ihrem eigenartigen Wesen Raum zur Entfaltung zu gewähren. Da konnte denn unser junger Edelknappe Lessing sein Köflein Phantasie täglich besteigen und nach Belieben Ritte in diejenigen Gebiete geistigen Lebens ausführen, die ihm besonders lieb waren. Manches halbe Stündchen widmete er dem Ausdruck der Anhänglichkeit an die liebe Heimath, indem er den Eltern über sein Leben und Streben, Sinnen und Denken Bericht erstattete. Er schrieb auch zum öfteren an die Schwester Justine, obgleich sie, je länger je weniger, sich als eine zärtliche Schwester gegen ihn bewährt und überdies — ganz im Gegensatz zu dem Geiste des Hauses — selbstfüchtiges Wesen in sich gepflegt, namentlich als von einer wahren Gier nach Gelde sich besetzt erwiesen hatte. Welch Räthsel, inmitten einer so edelherzigen Familie ein solches Wesen! — Aus den brieflichen Mittheilungen der Mutter entnahm Gotthold, daß Justine wiederholt aufgefordert ihm zu antworten, geäußert habe, sie verstehe sich ja nicht auf das Briefschreiben. Da beschloß der junge Lessing, der Schwester, wie man so sagt, den Text zu lesen. Der hierauf an sie gerichtete Brief des nun vierzehnjährigen Lessing ist das früheste Dokument, das wir von ihm besitzen, und schon um deswillen sei dem Briefe hier eine Stelle eingeräumt. Er lautet:

„Geliebte Schwester! Ich habe zwar an Dich geschrieben, allein Du hast nicht geantwortet. — Ich muß also denken, entweder Du kannst nicht schreiben, oder Du willst nicht schreiben. — Und

fast wollte ich das Erste behaupten. Jedoch ich will auch das Andere glauben: Du willst nicht schreiben. Beides ist strafbar. Ich kann zwar nicht einsehen, wie das beisammen stehen kann: ein vernünftiger Mensch zu sein, vernünftig reden können, und gleichwohl nicht wissen, wie man einen Brief aufsetzen soll. Schreibe wie Du redest, so schreibst Du schön. Jedoch: fände auch das Gegentheil statt, man könnte vernünftig reden, dennoch aber nicht vernünftig schreiben, so wäre es für Dich eine noch größere Schande, daß Du noch nicht einmal so viel gelernt. Du bist zwar Deinem Lehrmeister sehr zeitig aus der Schule gelaufen, und schon in Deinem zwölften Jahre hieltest Du es für eine Schande, etwas Mehres zu lernen; allein wer weiß, welches die größte Schande ist: in seinem zwölften Jahre noch etwas lernen, als in seinem achtzehnten Jahre noch keinen Brief schreiben können? Schreibe ja! und benimm mir diese falsche Meinung von Dir.

Im Vorbeigehen muß ich doch auch an das neue Jahr gedenken. Fast jeder wünscht zu dieser Zeit Gutes. Was würde ich Dir aber wünschen? Ich muß wohl etwas Besonderes haben. Ich wünsche Dir, daß Dir Dein ganzer Mammon gestohlen würde. Vielleicht würde es Dir mehr nützen, als wenn Jemand zum neuen Jahre Deinen Geldbeutel mit einigen hundert Stück Ducaten vermehrte. Lebe wohl! Ich bin Dein treuer Bruder
G. E. Lessing.“

Weshalb mag die Schwester nicht haben schreiben wollen? In jener Zeit der Perrücke war es zumeist noch in Gebrauch, in Briefen sich in überschwänglichen Phrasen zu ergehen. Den Phrasen und den Locken der Perrücke lag etwas Gleiches zu Grunde. Die Perrücke war ein todter Schmuck, angefertigt von fremdem Haar, künstlich und zierlich aufgebauscht. In der schriftlichen Darstellung stolzte man auch gleichsam mit einem Perrückengelock einher: mit erborgten, künstlich zusammengesetzten Phrasen. Gotthold war des Zeuge gewesen, daß die Schwester Briefe solcher Art zu schreiben versucht hatte; er hatte sie im Schweiße ihres Angesichts daran arbeiten sehen, das, was sie zu sagen beabsichtigte, in Wolken von Redensarten zu hüllen. Daher seine kräftige Mahnung an sie: „Schreibe wie Du redest, so schreibst Du schön!“ — Also weg alle Eitelkeit, weg aller erborgter Flitter und Schimmer, vielmehr ehrliches Wiedergeben dessen, was aus dem eigenen Denken und Empfinden hervorgeht! — Es ist bewunderungswürdig, daß der

junge Lessing den richtigen Weg der schriftlichen Darstellung, den wenige helle Geister der damaligen Zeit eingeschlagen hatten, mit solcher Entschiedenheit betrat. Nicht nur seine an die Schwester gerichtete Mahnung, sein ganzer Brief giebt Zeugniß davon. Damit hatte sich für ihn ein Weg zum Lichte eröffnet, und wir werden ihn auf diesem Wege weiter gehen sehen.

Aber sein Flügelroß trug ihn in den freien Stunden auch in die fernen Gebiete des Wissens, doch nicht als romantischer Träumer, vielmehr als Eroberer machte er seine Ausflüge. Die Phantasie ist ein Flügelroß, das mit kräftiger Hand gebändigt sein will. Wehe den Jünglingen, die nicht Herrschaft über dasselbe gewinnen!

Unser junger Edelknabe Lessing glich als Reiter dem Jünglinge Alexander von Macedonien; Klugheit und Kraft lehrten und befähigten ihn von Anfang an, das Flügelroß zu bändigen. Wohin er wollte, dahin mußte es ihn tragen, da mußte es Halt machen und scharrenden Fußes stehen, bis er, abgestiegen, sein Werk gethan hatte.

Die Gebiete des Alterthums mit ihren Schätzen reizten ihn ganz besonders. Die Schlüssel, an diese Schätze zu kommen, die, so viel auch von ihnen genommen wird, nie geringer werden, sind Kenntniß der Geschichte der vornehmsten der alten Völker, vorzüglich ihrer Sprache. Durch angestrengte Arbeit des Geistes, aber auch nur durch solche, sind diese Schlüssel zu gewinnen. Der schlaffe, willenslose Jüngling wird ihrer nicht Herr. Das Ritterthum des Geistes, das dahin führt, die Feste geistigen Lebens im tapferen Ringen zu erschließen, dieß Ritterthum ist höchsten Preises werth, und Ehre dem Jünglinge, der sich ihm weihet mit allen seinen Kräften! Gäbe es nicht solche Ritter, welche die Schätze aus alter Zeit in die neue Zeit hineintrügen, um sie zum Gemeingute der Lebenden zu machen, so würde die Welt in Barbarei versinken.

Niemand ahnte es, zu welchem Werke sich um jene Zeit einer der Zöglinge der Meißner Fürstenschule vorbereitete. Es muß der Schule im ganzen nachgesagt werden, daß ihre Einrichtungen in vorzüglicher Weise den Zwecken diene, die sie verfolgte. Das äußere Leben mit seinen Zerstreuungen drang nicht in die Thore der St. Afra ein. Lessings Bruder Karl, der ebenfalls Zögling der Fürstenschule war, erzählt von derselben: „Man wußte und hörte von keinen Zerstreuungen und Abhaltungen, die in mittleren und vornämlich großen Städten der Jugend so nachtheilig werden. Man kümmerte sich weder um die Armseligkeiten der gro-

ßen noch der kleinen Welt und redete mehr von Griechenland und von Latium als von Sachsen.“

Was es mit der Bezeichnung „Büchermurm“ zu besagen hat, das lernte Lessing schon zur Genüge in Meissen kennen.

Eine Art derselben sind die Gedächtnismenschen, die ihr Inneres in so unverständiger Weise mit Gedächtniswerk vollstopfen, wie etwa von Kaufleuten, die ihr Geschäft schlecht gelernt haben, Waarenböden mit nicht fortirten Waaren vollgestopft werden. Alles liegt darunter und darüber, die Fenster sind versperrt, so daß kein Licht durch sie in die Waarenräume einzubringen vermag, und dem verfinsterten Gewölbe fehlt es obendrein an Gängen. Der Besitzer hat seinen Reichthum in seinem Hauptbuche verzeichnet, auf das er gern prahlend verweist; will er aber die zusammengehäuften Waaren verwenden, so fehlt ihm die Möglichkeit, sich ihrer nach Erforderniß zu bedienen. Die Art der menschlichen Büchermürmer, die Lessing in Meissen kennen lernte und die obendrein eitles, aufgeblasenes Wesen zeigten, reizten ihn zum Spott, was unter anderem bewirkte, daß einer der Lehrer ihn „einen guten, aber etwas moquanten Menschen“ nannte. Später erzählte Lessing folgendes aus seiner Meißner Zeit: „Ich muß, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, gestehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten wagte.“ Er habe sich, fährt er fort, bereits in Meissen „mit Nachbildungen von Thoren beschäftigt.“ „Von diesem ersten Versuch schreibt sich zum Theil „Der junge Gelehrte“ (es war dieß Lessings erster dramatischer Versuch) „her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernstlicher auszuarbeiten mir die Mühe gab. Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satirischen Waffen wider dasselbe lehrte?“

Er berichtet ferner, wie in hingebender Art er sich in seinen freien Stunden mit den Klassikern der alten Zeit beschäftigt habe. Namentlich seien „Theophrast, Plautus und Terenz seine Welt gewesen.“ Was war es, was ihn an den genannten Dichtern so fesselte? Diese feinen Beobachter des Lebens erschlossen ihm das innere Getriebe der menschlichen Seele. Sie erwiesen sich ihm in einer Weise als Seelenkundige und als Seelenkündiger, die ihn zur Bewunderung hinriß, und indem er, durch eignes Nachdenken und durch Beobachtung selbst schon genügend angeregt und daher befähigt,

jene Dichter zu verstehen, sich von ihnen in die geheimnißvollen Werkstätten des Denkens und Empfindens der menschlichen Seele einführen ließ, ward ihm die gewonnene Erkenntniß zur Leuchte, die es ihm ermöglichte, in die innere Welt der ihn umgebenden Personen mehr oder minder tiefere Blicke zu thun.

Damit hing für Lessing der Fortschritt in der Selbsterkenntniß zusammen. Ihn trieb nicht das, was den großen Haufen in jungen Jahren zu poetischen Versuchen treibt, die Eitelkeit; ihn packte die Sache selbst und zwang ihn, über sie, soweit sie sich ihm kennbar gemacht hatte, Zeugniß abzulegen. Wie die Knospe unter der Einwirkung des Sonnenlichts, des Thaues und der milden Luft sich öffnen muß, so mußte er, unter der Einwirkung des Lebens und der Literatur stehend, dem Walten seines inneren Wesens nachgeben. Man könnte auch sagen: was er mit der Feder that, war eine Art Rechnungslegung über seine gewonnene Erkenntniß, und nur was die Form betraf, in der er jene ausführte, sehen wir ihn anfänglich als Nachahmer der großen Meister verfahren, die ihn mit Bewunderung erfüllt hatten. Diese Art Thätigkeit war von mannigfaltigster Bedeutung für ihn. „Ich lernte mich selbst kennen,“ schreibt er im Hinweis auf seinen ersten dramatischen Versuch der Mutter, „und seit der Zeit habe ich gewiß über niemand mehr gelacht und gespottet, als über mich selbst.“

Wie in so vielen anderen Dingen, stand es im „heiligen römischen Reich deutscher Nation“ zu jener Zeit auch übel um die vaterländische Literatur. Es war dieß das natürliche Ergebniß des politischen Verfalls. Der neue Tag der Literatur, dessen Licht uns gegenwärtig umströmt, war aber erst im Anbrechen begriffen — es dämmerte, und aus der Dämmerung heraus ertönten leise und unsicher einzelne Stimmen. Darin lag zum großen Theile der Grund, daß der vaterländischen Literatur so wenig Beachtung geschenkt ward. Die Gelehrten hatten es am liebsten mit den römischen und griechischen Klassikern zu thun, und die Staatsmänner und Politiker schämten sich fast ihrer Muttersprache und bedienten sich im Verlehr nicht nur mit ausländischen Politikern, sondern auch unter sich, ja sogar am Familientische, der französischen Sprache. In vornehmen Häusern hatten französische Bonnen und Hofmeister dafür zu sorgen, daß die Kinder eher Französisch als Deutsch lernten. Dem großen Preußenkönig Friedrich war es in seiner Kindheit genau ebenso ergangen. Das Deutsch, das er vernommen hatte, war zumeist die Ausdrucksweise der

untersten Dienerschaft, der Stallknechte und Ofenheizer, gewesen, die auch von Personen hohen Ranges, wenn diese sich der Dienerschaft verständlich machen wollten, in Anwendung gebracht wurde, und je gewandter sich nun Friedrichs Erzieher, geistreiche und liebenswürdige Personen, in der französischen Sprache zu äußern verstanden, um so ungeschlachter war ihm — konnte es denn anders sein? — die Ausdrucksweise seiner Muttersprache erschiennen.

Kann es verwundern, daß solche Art der Erziehung — die sogenannte vornehme und die gelehrte — in der Menge die Liebe zum Stammesvolke in der Wurzel schädigte? Nur markig und tief angelegte Geister konnten derartigen Einwirkungen gegenüber gesund im Kerne ihres Wesens bleiben.

Von Friedrich dem Großen und von Lessing kann gesagt werden: sie entwickelten sich beide trotz dem und alledem zu echten deutschen Männern; einem jeden von ihnen gebührt ein Platz in der Vorderreihe der deutschen Heroen.

Als Lessing Secundaner war, bot sich ihm damit ein großer Vortheil dar, daß einer der Lehrer, Namens Klemm, ihm neben den Unterrichtsstunden Belehrung zu Theil werden ließ. Es steckt die Welt voll von geistigen Schätzen — ist nur der rechte Sinn da, so führt er auf die Mittel sie zu heben, mögen Menschenseelen, oder Bücher, oder mag die Hieroglyphenschrift der Natur sie bergen. In den Inspectionsstunden, die Klemm abzuhalten hatte, geschah es, daß Lessing Fragen an ihn richtete, und die Haltung, die der nach Erkenntniß dürstende Jüngling dabei beobachtete, wie auch das helle Aufleuchten seines inneren Wesens, das sich in den Fragen kund that, regten den an und für sich schon zu fördernder Mittheilung geneigten Mann nur um so mehr an, aus seinen reichen Schätzen mit vollen Händen darzubieten. Da geschah es denn nicht selten, daß Lessing und einige seiner jungen Freunde des Meisters Worten bis um Mitternacht lauschten. Dann erst suchten Meister und Schüler beglückten Herzens ihre Lagerstätten, und wenn Lessing es als ein Glück pries, einem solchen Lehrer zu Füßen sitzen zu können, so mochte dieser vielleicht denken, es müßte als eine Seligkeit zu betrachten sein, immer mit Schülern solcher Art zu thun zu haben.

Nach allem vorhergehenden kann es nicht verwundern, daß Lessing, der im sechzehnten Jahre Primaner geworden war, schon nach einem halben Jahre dem Vater das Verlangen kund gab, auf die

Universität gesandt zu werden. Es ergiebt sich dies aus einem Briefe Lessings. Auch noch ein anderes enthüllt uns der Brief, ein Sohnesherz, das dem, seinen lebhaftesten und — wie sich ergeben wird — berechtigten Wünschen nicht zustimmenden väterlichen Willen nichts entgegenstellt, was gegen die schuldige Ehrerbietung verstieße. Nachdem Lessing in seinem Briefe der Befürchtung Ausdruck gegeben, der Vater möchte ihn auch noch im Sommer auf der Fürstenschule lassen, fährt er fort: „Ich versichere mich unterdessen, daß Sie mein Wohl besser einsehen werden als ich. Und bei der Versicherung werde ich, wenn Sie auch bei der abschläglichen Antwort verharren sollten, doch, wie ich schuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren und zu lieben fortfahren.“

Gemäß der gesetzlichen Vorschrift hätte Lessing noch anderthalb Jahr auf der Fürstenschule bleiben müssen. Der Vater war für Innehaltung dieser Vorschrift, weil er meinte, sein Sohn möchte für den Eintritt in die Universität noch nicht gereift genug sein. Um jedoch sein Gewissen zu beruhigen, wandte er sich brieflich mit der Bitte, ihm seinen Rath in der Sache zu ertheilen, an den Rector der Fürstenschule. Dieser antwortete sogleich und gab über den jungen Lessing folgendes merkwürdige Zeugniß ab: „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lectionen, die anderen zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“ — Nunmehr trug der Vater dem Ober-Consistorium zu Dresden die Bitte vor, es veranlassen zu wollen, daß seinem Sohne das Abgangs-Zeugniß ertheilt werde. Nach eingeholter gutachtlicher Aeußerung erfolgte eine jenem Gesuch zustimmende Anweisung, und nach glänzend bestandener Prüfung ward der siebenzehnjährige Lessing als reif für die Universität erklärt und mit Segenswünschen entlassen.

III. Der Student.

Zunächst lehrte Lessing nach fünfjähriger Abwesenheit auf kurze Zeit in's Vaterhaus zurück, ein Jüngling wohl vorbereitet an Geist, schuldblosen Sinnes, der in Blick und Mienen und im ganzen Wesen sich kund gab, körperlich voll Kraft und Frische. Er erschien den Eltern so verständig, so brav, daß sie sich nicht besonders angetrieben fühlten, ihn vor schlechten Einwirkungen des städtischen Lebens zu warnen, oder ihn zu ermahnen, seine Studien mit Fleiß zu betreiben. Außerdem lebten sie der Hoffnung, er würde in der Wahl seines

Berufes ihre Wünsche für sich maßgebend sein lassen. In Lessing stand in Bezug auf seine Studien vorläufig noch nichts fest als dies: er wollte möglichst viel lernen.

Zunächst mußte für ihn die Frage geordnet sein: Wo von auf der Universität leben? In das Pfarrhaus war reicher Kindersegen eingelehrt. Der junge Lessing hatte nicht weniger als elf Geschwister, die schon genannte ältere Schwester und zehn Brüder; daher kam es, daß der Vater ihm nur wenig an Gelde für seinen Lebensunterhalt in Leipzig bieten konnte. Ein Verwandter that auch etwas, dann gelang es noch, ein kleines Stipendium für ihn auszuwirken.

So konnte denn der junge Lessing seine Reise nach der Universitäts- und Handelsstadt Leipzig antreten. Seine Aufnahme als Student erfolgte im September 1746, an demselben Tage, an welchem zwanzig Jahre später Goethe in gleichem Alter als akademischer Bürger der Leipziger Universität aufgenommen wurde.

Leipzig hatte damals für Deutschland eine höhere Bedeutung, als es heut der Fall ist. Ad. Stahr sagt von dem damaligen Leipzig: „Die Stellung des Orts als Sitz des gesammten deutschen Buchhandels; seine Bedeutung als große Handelsstadt, deren Messen für den großen Weltverkehr unendlich wichtiger waren, als sie es in unsern Zeiten sind; die Mischung endlich von aristokratischer Bornehmheit und Weltgewandtheit mit einer gewissen breiten Behaglichkeit bürgerlich respectabler Zustände und materiellen Reichthums, die das äußere Leben charakterisirte — dieß alles erschien verbunden mit dem Glanze einer Universität, die damals unter allen deutschen Universitäten um so mehr den Vorrang behauptete, als auf derselben die neuerwachten Humanitätsstudien ihre beiden ausgezeichnetsten Vertreter besaßen. Hier war zugleich Gellert so eben an die Spitze einer jungen Dichterschule getreten, und ein Mann wie Gottsched hatte durch seine ausgebreitete literarische Thätigkeit, unterstützt durch zahlreiche Anhänger in ganz Deutschland, einen Mittelpunkt aller derjenigen literarischen und ästhetischen Interessen gegründet, die damals vorzugsweise die deutsche Welt zu bewegen begonnen hatten.“

Dies der neue Ort für Lessing, die dritte Hauptstation seines Lebens. Der Eindruck, den diese neue Welt auf ihn machte, war überwältigend. Heimisch wie im Elternhause, hatte er sich auch bald auf der Fürstenschule gefühlt, ein gleicher unter gleichen. Wie anders hier! Welch ein Gegensatz zwischen

Meißen und Leipzig, dem „Klein-Paris“ jener Zeit! Lessing sagt, es hätten ihn die Eindrücke der ersten Zeit fast betäubt. Aber sie verschüchterten ihn auch. Seine Wanderungen erstreckten sich zunächst fast nur bis in die Hörsäle der Universität; nach den Vorlesungen pflegte er stracks in sein Asyl zurückzukehren. „Ich lebte,“ erzählte er, „in den ersten Monaten so eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt hatte.“ Und doch wissen wir, daß die Fürstenschüler eine Art Klosterleben zu führen hatten! — Er kam sich links und unbeholfen vor unter den Musensöhnen, die ihm in den Hörsälen zur Rechten und zur Linken saßen. Einzelne der in modischen Tand gefüllten Studenten blickten von oben herab auf den neuen Mitgenossen im schlechten Kleide, andre würdigten ihn nicht einmal eines mitleidigen Blickes. Und wie paradierten jene von Doggen begleiteten Studenten in ihren „Kanonen“ und Leberhosen, in ihren Schnüren-Wämfern und bequasteten Mützen in den Straßen einher! Nun, um solches Tand und Scheines willen beneidete Lessing seine Mitgenossen nicht; auch reizte ihn das, was er über den Heroismus ihrer Trinkgelage vernahm, durchaus nicht zur Bewunderung und regte daher auch nicht den Wunsch in ihm an, sich unter den Helden der Bierkanne einen Namen zu machen.

Schon um der Eltern willen hätte sich Lessing nie dazu zu verstehen vermocht, verschwenderisch zu leben; wir werden bald sehen, daß er das elterliche Haus durchaus nicht als Steuerquelle ansah, aus der er je nach Gelüsten zu schöpfen berechtigt sei, daß er vielmehr frühzeitig eine Stütze des Hauses ward. Er war auch bereits klar und gereift genug, als daß er hätte an den Außerlichkeiten des Studententhums besondern Gefallen finden können. Ihn plagte und peinigte anderes, und das war eben die Unbeholfenheit und Schüchternheit, die er an sich wahrnahm. Nun denn, sagte er sich, so will ich mir den Zwang anthun, zwar nicht die Haupttempel der Musensöhne, doch aber Orte zu besuchen, in denen kleinere Kreise von Studenten gesellig mit einander verkehren! Er that's. „Ich wagte mich“, heißt es in einem Briefe von ihm aus etwas späterer Zeit, „von meiner Stube unter meines gleichen. Guter Gott, was für eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und andern gewahr! Eine bäuerische Schüchternheit, ein verwilderter und ungeübter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgange, verhasste Mienen, aus denen jeder seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, die mir bei meiner Beurtheilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals

empfunden hatte. Und die Wirkung derselben war der feste Entschluß mich hierin zu bessern, es koste, was es wolle.“ —

„Die Welt allein bildet einen vollkommenen Menschen nicht. Das Lesen der besten Schriften muß dazu kommen.“ Jetzt kam ihm zu statten, was er in den trefflichsten Werken über die Erziehung der athenischen Jünglinge gelesen hatte, und was sich ihm bei dem Vergleich mit der Erziehung der Jetztzeit aufgebrängt hatte. Die jetzige Erziehung fördert häufig das geistige Leben auf Kosten des Körpers, der gebrechlich gewordene Körper aber wirkt darnach wiederum schwächend auf den Geist, oder es geschieht, daß der gesunde Körper in Unbeholfenheit gebracht wird, so daß gleichmäßig mit der Geistesfähigkeit des Geistes die Ungelenkheit des Körpers zunimmt.

Darüber ward Lessing sich klar, und wir verstehen es zu würdigen, wenn er in seinem Briefe fortfährt: „Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler bekennen, ich kann also auch das Gute von mir sagen. Ich kam in diesen Uebungen so weit, daß mich diejenigen selbst, die mir im Voraus darin alle Geschicklichkeit absprechen wollten, einigermaßen bewunderten.“

Wir werden darüber nicht zweifelhaft sein, was es bei Lessing zu besagen hatte, wenn er am Schlusse des hier zu einem Theile vorgeführten Briefes äußert, er habe, „nachdem sein Körper ein wenig geschickter geworden,“ Gesellschaft gesucht, „um nun auch leben zu lernen.“ Er wollte damit sagen: Soll und muß ich in der großen Welt leben, will ich von meinen Mitmenschen lernen, indem ich sie in den verschiedenen Kreisen und im gesellschaftlichen Verkehr beobachte, und will ich, je nach Zeit und Gelegenheit auch nach meinem Theile auf sie zu wirken suchen, so muß ich mich, wie die gesellschaftlichen Gebräuche es mit sich bringen, unter ihnen bewegen lernen! Ich muß das gewinnen, was in gutem Sinne gesellschaftlicher Schliff genannt wird! —

Der Anfang ward gemacht, und Lessing gewann in seinem Auftreten bald die gewünschte Sicherheit.

Damit hatte sich ihm nun eine neue Welt erschlossen, und aus reichen Quellen bot sich ihm Material dar für das Hauptstudium seines Lebens, die Kenntniß der menschlichen Seele.

Dies führt uns auf das Feld der Beobachtung der menschlichen Seele, das sich für Lessing in den genannten griechischen und römischen Dramatikern schon auf der Fürstenschule erschlossen und seinen Blick geschärft hatte. Hier eröffnete sich ihm nun eine wirkliche Bühne, die ihm Gelegenheit bot, im

bunten Spiel das feilische Leben in seinen verschiedenen Wandlungen und seinen Wirkungen zu verfolgen, und abzuwägen, ob und in welchem Maße der Dichter ein Seelenkennner sei, und ob und in welchem Maße den Darstellern die Befähigung innewohne, den Dichter zu verstehen und gemäß dem Verständniß das von dem Dichter gemeinte im Spiel zur Anschauung zu bringen, es gleichsam sichtbar und hörbar zu machen. Es bentächtigte sich seiner auf eine Zeit eine förmliche Leidenschaft für den Besuch des Theaters, so daß er, wie er selbst gesteht, „lieber trocknes Brot aß, ehe er es versäumt hätte.“

Wenn ein Gaffer oder Lüftling uns sagte, er gleiche in seiner Liebhaberei für das Theater ganz dem Lessing jener Zeit, denn auch er lasse wer weiß was im Stich, um nur den Vorstellungen beiwohnen zu können, so könnten wir ein Wort einer Lessingschen Fabel auf ihn anwenden: „Wohl, du thust dasselbe, aber aus anderen Gründen.“ — Lessing war ein geschickter Tänzer, Fechter, Reiter, ein gewandter Gesellschafter und nun auch noch ein eifriger Theaterbesucher geworden; bei allem aber, was er betrieben hatte und noch betrieb, verfolgte er den Zweck, der jeder edlen Natur als der höchste des Lebens gilt, an innerer Vervollkommnung zuzunehmen. Wer eines und das andre thut und treibt, ohne auch nur zu fragen, ob es sein inneres Leben schädigt oder fördert, der ist mindestens sehr unvorsichtig und in steter Gefahr.

Schon oben wurde darauf verwiesen, daß es zu jener Zeit übel stand um die deutsche Bühne. Lessings Forderungen an sie gingen von vorn herein sehr hoch, und er hat sich Zeit seines Lebens davon nichts abdingen lassen. „Die Bühne hat,“ sagte er, „die Sitten der Zuschauer zu bilden und zu bessern.“ Je nachdem sie dieser Forderung entsprechen oder sich von ihr entfernen und wohl gar in das Gegentheil umschlage, demnach die Sitten verderben, verdiene sie Anerkennung oder Tadel, Förderung oder Verwerfung.

Es gewährt einen herzerquickenden Eindruck, den jungen Helden mit einem so glänzenden Schild ein Gebiet betreten zu sehen, das für ihn ein Kampfesfeld und nach machtvollen Anstrengungen auch ein Siegesfeld werden sollte, auf dem herrliche Denkmale, die er uns in Werken hinterließ, ihm zu Ehren prangen. Ohne den reinen Spiegel seines Schildes wäre ihm nimmer zu vollbringen möglich geworden, was heut die dankbare Nachwelt ihm nachrühmt.

Sehen wir uns einmal die Abspiegelung der

Theaterzustände jener und der nächstfolgenden Zeit in seinem Schilde an! „Es sah,“ sagt er, „mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln, man kümmerte sich um keine Muster. Unsere Staats- und Heldenactionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsere Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereien, und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben.“

Solche Theaterzustände waren damals die herrschenden; doch machte gerade die Bühne in Leipzig, die Lessing zuerst sah, eine Ausnahme, indem sie wenigstens einen Aufschwung zum besseren zeigte. Es war dieß das Werk der Leiterin des Theaters, Friederike Neuber mit Namen, von der Lessing sagt: „Sie war eine Frau von männlichen Einsichten.“ Lessing lieferte einige Uebersetzungen, erhielt freies Theater und ward mit den Schauspielern bekannt, unter denen er einige gebildete Personen fand. „Es hegten die flotten Burschen der Bühne,“ erzählt G. Kühne, „eine heilige Scheu vor Lessing, diesem Apollojüngling, weil er über Kenntnisse verfügte, deren Glanz und Fülle sie blendete, mitunter zu ihrem Staunen sie gar bereicherte.“ Denn auch er hatte seinen Vortheil. In den Unterhaltungen mit den Schauspielern lernte er, wie er erzählt, „hundert wichtige Kleinigkeiten, die ein dramatischer Dichter lernen muß und durch bloße Lectüre nimmermehr lernen kann.“ Mehr noch: er empfing den Anstoß, das auf der Fürstenschule entworfene Stück „Der junge Gelehrte“ aufs neue durchzuarbeiten.

Trefflich kam ihm ein Vorgang zu statten, der gerade das Stadtgespräch bildete. Von einem jungen, von sich übermäßig eingenommenen Gelehrten war der Berliner Akademie eine Abhandlung eingesandt worden, mit der er sich um einen ausgesetzten Preis bewarb, und er hatte nicht nur dieß aller Welt verkündet, sondern auch siegesgewiß hinzugefügt, es sei unmöglich, daß der Preis ihm entgehen könne. Und nun war das Urtheil gesprochen und seine Arbeit für die schlechteste erklärt worden. Diesen Vorgang fügte Lessing seinem Stücke ein und gab es darauf der Neuber zur Beurtheilung. „Aber,“ erzählt er, „anstatt des Urtheils, erwies sie mir die Ehre, die sie sonst einem angehenden Komödienschreiber nicht leicht zu erweisen pflegte: sie ließ das Stück aufführen. Wenn nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händellatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlänglich Ursache, das meinige für keins von den schlechtesten zu halten.“

Es läßt sich ermessen, welche Aufmunterung in diesem Vorgange für Lessing lag. Wer so wie er die Muster der Literatur der größten Zeiten und Völker verehren gelernt hatte, dem mußte es ja nun, nachdem er auf der Arena einen Sieg errungen hatte, umsomehr als Ideal vor der Seele schweben, sich einen Platz in dem Elis der Dichter zu erwerben, dessen Pforten allen Völkern geöffnet sind.

Daraus ergab sich denn freilich zunächst so manches, was den Eltern Herzeleid bereitete. Es entsprach ja ganz ihrer treuen Liebe, daß sie wünschten, der Sohn möchte sich für ein Brotstudium entscheiden. Die Schriftstellerlaufbahn, die er betreten hatte, erschien ihnen um so bedenklicher, als sie ihn mit dem Theater in Verbindung gebracht hatte, das sie nicht von der Seite kannten, wie es uns heut bekannt ist, vielmehr nach Ergebnissen, wie sie vorgeführt wurden. Nun kam die Nachricht in das Elternhaus, Gotthold arbeite für das Theater, habe ein Theaterstück von sich aufführen lassen, und es sei dasselbe mit Beifall aufgenommen worden. Statt sich darüber zu freuen, brach die Mutter in Wehklagen aus und beschwor den Gatten, ihr den Sohn wieder zu schaffen, ihn vom Verderben zu retten, wenn es noch möglich sei! Der Pfarrer Lessing war durch jene Nachricht ebenfalls aufs äußerste erschreckt worden, und um seinen Gotthold, den auch er von Teufelsbanden verstrickt wähnte, sicher aus Leipzig hinwegzubringen, ließ er ihm die falsche Nachricht zugehen, die Mutter sei auf den Tod erkrankt.

Sofort eilte Lessing — es war im Winter von 1746 bis 47 — in die Heimath — es läßt sich ermessen, mit wie schwerem Herzen. Angst hüben und drüben, einer bereitet sie dem andern.

Die Aufregung der Eltern war inzwischen durch die Mittheilung eines Bekannten, der eine Geschäftsreise nach Leipzig ausgeführt und dem jungen Lessing einen sogenannten Weihnachtsstollen (eine Art Gebäck) von der Mutter mitgebracht hatte, noch gesteigert worden. Er hatte den Eltern erzählt, Gotthold habe den Weihnachtsstollen bei einer Flasche Wein mit einigen Komödianten verzehrt. — Nun bereitete sich der Vater vor, dem ungerathenen Sohn eine donnernde Strafpredigt zu halten. Eine solche Art Umgang mit Schauspielern — das erweckte Vorstellungen ärgster Art! — Die Eltern stellten sich den Sohn als bereits verklumpt und heruntergekommen vor, gezeichnet mit dem Stempel eines

lasterhaften Lebenswandels, und Vorstellungen solcher Art waren denn auch freilich nur zu geeignet, sie mit so brennendem Leide zu erfüllen. Aber wie erstaunten sie, und wie schwanden im Nu ihre schwärzesten Befürchtungen hin, als sie ihren Gotthold in Kraft, Frische und dem unverkennbaren Glanze unschuldsvollen Wesens vor sich sahen. O, das war denn doch ein anderer, als die andern, von denen sie vernommen, sie seien in den Komödienbuden an Geist und Leib zu Grunde gerichtet worden! Freilich, der Ort an und für sich thut es nicht, sondern die Art und das Wesen dessen, der den Ort besucht, und die Absicht, die ihn treibt.

Nun ersah auch der Vater aus den Unterredungen mit Gotthold, daß von demselben keinesweges, wie er befürchtet hatte, die Wissenschaften über der Beschäftigung mit dem Theater vernachlässigt worden seien; er war überrascht über die Fortschritte, die der Sohn gemacht hatte. Mit der Theologie war es freilich für Gotthold vorbei. Wer zu jener Zeit als Dichter für ein Theater thätig gewesen war, für den war es schon um deswillen unmöglich, auf einer Kanzel aufzutreten. Der Vater erklärte sich denn auch mit der Absicht Gotthold's, Medicin und Philologie studiren zu wollen, einverstanden, und mit neuen Segenswünschen ward er um die Osterzeit 1747 wieder nach Leipzig gesandt.

Es gewährt einen Hochgenuß, die Entfaltung einer edel angelegten Seele zu beobachten, die unter der sympathischen Einwirkung hoher Geister vor sich geht. Das Licht an und für sich bringt die Wunder der Entfaltung, wie wir sie in der Natur sehen, nicht hervor; in den Dingen muß ein dem Licht verwandtes Etwas vorhanden sein, das durch die Einwirkung desselben zu jener Gestaltungskraft gelangt, die aus unscheinbaren Keimen, gleichsam aus dem Nichts, kleine Welten schafft. Ganz so ist es mit dem Lichte, das aus dem Himmel der Literatur in die lebenden Geschlechter herniederstrahlt. Je nach dem Geartetsein wirkt das Licht auf die, die sich seiner Einwirkung hingeben.

Wir verlassen hier unsern jungen Helden, dessen erste Entwicklung wir unsern Lesern heut vorführen wollten, um vielleicht in späterer Zeit Züge aus dem Leben und Wirken des Mannes und Denkers zu geben, der wie eine leuchtende Heroldsgestalt an der Pforte einer neuen Zeit stand und ihre lichtereren Bahnen der Menschheit wies.



Ein reizend Dörfchen ist's, besäumt
von Wiesen,
Wohin mein Lied euch heut im
Geist entrückt;
Im Hintergrunde das Gebirg der Niesen,
Das hochgeschwollne Bäche niederschickt;
Denn eben ist der Frühling eingezogen,
Und wandelt starres Eis in rasche Wogen.

Seht, dort am Dorfsend steht, in höh'rer Lage,
Ein Häuschen, dem Gebirgshang angelebt,
Wo eine arme Wittwe still die Tage
Mit ihrem einz'gen Töchterlein verlebt.
Krankheit und Alter hat sie sehr entkräftet
Und hält sie Wochen lang an's Bett geheftet.

Drum desto fleiß'ger schaffend regt am Mädchen
Ihr holdes Kind Dorilla Fuß und Hand.
Doch, spinnst sie eifrig auch das zarte Fädchen,
Von früh bis spät dem Tagwert zugewandt:
Kaum will es ihrem eif'gen Fleiß gelingen,
Für's Haus auch nur das Nöth'ge zu erschwingen.

So schwirrt denn bei des Rades munterm Schnurren
Geheime Sorg' oft um ihr junges Herz;

Die goldene Spindel.

Märchen

von

Heinrich Viehoff.

Mit Original-Zeichnung von Waldemar Friedrich.

Doch von der Lippe kommt ihr nie ein Murren,
Und nie verräth ihr Auge Gram und Schmerz;
Sie zeigt nur heitre, nur zufriedne Mienen,
Wenn's gilt die franke Mutter zu bedienen.

Heut aber darf sie nicht bei ihr verweilen:
Sie muß mit ihrem Vorrath von Gespinnst
Zu Markt in ein benachbart Städtchen eilen,
Und hofft auf guten, reichlichen Gewinnst.
Das Garn im schönen Körbchen an der Seite,
Lenkt sie die Schritte wohlgenuth in's Weite.

Wohl sah sie tief im Thal die Fluth verbreitet,
Und vom Gebirg schoß brausend Bach an Bach;
Und wie sie eilig durch das Dörfchen schreitet,
Ruft mancher Bursch ein warnend Wort ihr nach:
„Dorilla, bleibe lieber heut zu Hause!
Horch! in dem Wiesengrunde welsch Gebrause!“

Sie aber meint, sie kenne Steg' und Pfade,
Und seh' im Sonnenschein die Brücke klar;
So finde sie, mit Gottes Hülf' und Gnade
Sich wohl zurecht aus jeglicher Gefahr;
Und schreitet, des Gewinns gedenkend, munter
Zum Dorf hinaus in's Wiesenthal hinunter.

Da spielte rieselnd Welle schon auf Welle
Durd's junge Grün der Wiesen kreuz und quer,
Und züngelte sogar an mancher Stelle

Gleich Schlangen über ihren Pfad daher,
Und leckte, flüchtig zwar noch, wie verstoßen,
Als sie des Wegs daherschritt, ihre Sohlen.

Dem Fluß genah, fand sie ihn aufgegangen
Zum mächt'gen Strom, in dessen Wogenprall
Die Brücke zitternd stand, als ob ein Bangen
Sie tief durchschauerte vor'm nahen Fall.
Dorilla sah dem Schauspiel zu mit Zagen;
Doch sie beschloß den Uebergang zu wagen.

Wie ward ihr mitten auf der Brücke Bogen,
Als wilder Fluthenschwall sie rings umgab!
Ihr war's, als rissen schon die grimmen Wogen
Mühsammt der Brücke sie den Strom hinab.
Sie fühlte, Schwindel müsse sie ergreifen,
Ließ sie die Augen hier in's Weite schweifen.

Drum auf das Ufer heftend ihre Blicke,
Schritt sie bedachtsam eilig vor sich hin,
Erreichte bald den Strand, pries ihr Geschicke,
Und fürder ziehend mit getrostem Sinn,
Sah sie an des besonnten Hügels Seiten
Ihr Ziel, das Städtchen, sich vor ihr verbreiten.

Doch Himmel! welch betäubend heft'ger Schrecken
Das schöne Mädchen jählings überkam,
Als sie, zum Markt gelangt, die schnee'gen Decken
Von ihrem reinlich hübschen Körbchen nahm!
Starr stand sie, wie an Arm und Fuß gebunden —:
Denn aus dem Körbchen ist ihr Garn verschwunden!

Wie nur entkam's? Hat sie doch unbegleitet
Den ganzen Weg von Haus hieher gemacht,
In's Körbchen selber das Gespinnst gebracht,
Es selber zugedeckt und hergebracht.
Sie weiß das Räthsel nicht sich zu erklären,
Und ihrem Aug' entstürzt ein Strom von Zähren.

Was bringt sie nun der Mutter, die, gebrochen
Vom Alter, sich auf eine Labung freut?
Dahin ist der Erwerb von vielen Wochen;
Das letzte Brot verzehrt die Mutter heut.
Und wer verbürgt, daß nicht des Stromes Wellen
Jetzt eben ihren Heimweg überschwellen?

Sie setzte schmerzgelähmt sich auf die Stufen
Des hohen Säulenthors, vor dem sie stand,
Und deckte, taub für Marktgewühl und Rufen,
Ihr thränenquellend Auge mit der Hand.

So sah sie, ganz vom Gram dahingenommen,
Auch dort den schönen Jägermann nicht kommen.

Wie schreitet er so stattlich durch die Menge,
Vom weiten grünen Mantel frei umschwellt!
Er blickt still lächelnd auf das Marktgedränge,
Als macht' ihm Spaß die wirre, tolle Welt.
Kühn unter feingezognen dunkeln Brauen
Sieht man hervor sein funkelnd Auge schauen.

So tritt er an der hohen Säulen eine,
Wo tief in Schmerz versenkt Dorilla sitzt,
Und schaut herab, indeß im goldnen Scheine
Des Nachmittags sein blankes Jagdrohr bligt.
Der schöne Mann entging Dorilla's Blicken,
Denn leise trat er hinter ihren Rücken.

Jetzt eben richtet sich vom Sitz die Arme
Empor und späht umher in ihrer Noth,
Ob ihrer sich ein göttig Herz erbarme,
Daß sie der Mutter kauf' ein Abendbrot.
Wohl spricht ihr Blick, doch bleibt sie unverstanden;
Denn tiefe Scham hält ihre Zung' in Banden.

Da fühlt sie, wie mit sanftem Druck von oben
Sich eine Hand auf ihre Schulter legt;
Und wie sie schon ihr blaues Aug' erhoben,
Spricht leis zu ihr der Jäger, tiefbewegt:
„Laß ab! Du wirfst, wie lang du hier magst stehen,
Der Mutter doch kein Abendbrot ersuchen.“

Boll Stauen blickt zu ihm hinauf die Kleine:
„O kennt Ihr mich? und wißt Ihr um mein Leid?
Wißt Ihr's, daß ich nur um die Mutter weine,
Die krank darniederliegt seit langer Zeit,
Für sie allein um eine Gabe flehe,
Weil sonst ich weder Rath noch Hilfe sehe?“ —

„Ich weiß es, Kind. Auch was du heut verloren,
Als du hiehergingst, ist mir wohl bekannt.
Geh heim bald! Hoffe nichts hier von den Thoren;
Ich warte deiner an des Stromes Rand.
Die Sonne sinkt schon, und im Thalgrund schwellen
Von Stund' zu Stunde höher stets die Wellen.“

„Nimm mich zum Führer dort, du braves Mädchen!
Vielleicht ersetz' ich dir auch den Verlust;
Mein Schwesterpaar spinnt zierlich seine Fäden
Und hegt auch Mitgefühl in warmer Brust.“
Er sprach's mit einem Ton voll Güte und Liebe,
Und mischte dann sich in das Marktgetriebe.

Dorilla sah ihm nach, wie durch die Menge
Er, auf dem Hut die Adlerfeder, schritt,

Und stattlich ragend über dem Gedränge
Noch stets zu wachsen schien bei jedem Tritt,
Bis in der Fern' er durch des Stadthors Bogen
Dem spähdnen Blick des Mädchens ward entzogen.

Ihr wogt die Brust von kämpfenden Gedanken:
Des Fremdlings gütig Wort gab ihr Vertrauen;
Sein seltsam Wesen läßt sie wieder schwanken
Und weckt in ihr fast ein geheimes Graun.
So stand sie lang, bald hoffend, bald in Beben,
Der streitenden Empfindung hingegeben.

Doch gilt kein Zögern mehr: es naht dem Ziele
Bereits die Sonn', und aus dem Thalgrund dringt
Empor zum Marktplatz schon des Abends Kühle,
Wo nun gemacht der laute Lärm verklingt.
So greift sie nach dem Körbchen, ach! dem leeren,
Und eilt, zur armen Mutter heimzukehren.

Vor's Thor gelangt, o wie unheimlich breiten
Die überschwemmten Felder sich vor ihr!
Des wilden Stroms Gebrüll erschallt von weiten
Wie Donner durch das öde Thalrevier,
Und Bäche ringsum, die stets höher fließen,
Drohn ihr den Weg zur Brücke zu verschließen.

Sie schreitet watend ferner und erreicht
Des Stroms hochaufgeführten Uferdamm.
Die Fluth hier überblickend, wie erbleicht
Das arme Mädchen! Fortgerissen schwamm,
Durch Wogenstoß zersprengt in hundert Stücke,
Vor ihren Augen jetzt hinab die Brücke.

Da stand vom Wasserzauberkreis umschlossen
Sie einsam, wie auf einem Riff im Meer;
Denn hinter ihr auch alle Bläche flossen
Zum Strom vereinigt brausend jetzt daher.
Wie weit des Mädchens Blicke mochten spähen,
Kein Kahn, kein Ferge ringsum war zu sehen.

Es naht die Nacht, es stiegen die Minuten,
Vom Wiesenthal steigt kalter Dunst empor;
Bergkuppen glühen nur noch von Abendgluthen,
Ihr Heimatdörfchen deckt schon Dämmerungsflor.
Dem Mädchen graust's; sie stöhnt, von Angst beklommen:
„Laß mir zu Hülf', o Gott, den Jäger kommen!“

Da sieh! — den Pfad entlang von nahen Hügeln
Bewegt sich eine hohe Mannsgestalt;
Sie naht sich schnell und gleitend wie auf Flügeln,
Den Damm erreicht sie und das Mädchen bald.
Er ist's, er schlägt zurück des Mantels Hülle,
Und spricht, ihr Körbchen nehmend: „Hier, Dorille!“

„Dieß Garn, das mir die Schwestern mitgegeben,
Erfest dir wohl, was heut verloren ging.
Sieh! eine Spindel leg' ich hier daneben;
Die gib nie ab! sie ist ein werthvoll Ding.
Und auch für deine kranke Mutter haben
Sie etwas beigelegt, um sie zu laben.“

Dorilla dankt ihm warm mit Wort und Blicken:
„Der Himmel lohn' Euch, was ihr Gutes thut!
Doch wollt Ihr, Herr, noch höher mich beglücken,
So seid mir Führer durch die wilde Fluth,
Daß ich noch heut die Mutter wiedersehe
Und sie vor Angst und Kummer nicht vergehe!“ —

„Was forderst du?“ spricht er mit ernster Stimme;
„Der Strom zerriß, du hast es selbst gesehn,
Die starke Brüd' entzwei in seinem Grimme;
Wie wird es uns im Schwimmen erst ergehn?
Und drüben ist im tiefen Wiesengrunde
Kein Pfad unüberschwemmt in weiter Runde.“

„Komm mit, mich in's Gebirge zu begleiten;
Da steht mein Haus, wohl einem Schlosse gleich;
Dort werd' ich Freudenfülle dir bereiten,
Nichts soll dir fehlen dort: denn ich bin reich.
Entschlag' um deine Mutter dich der Sorgen,
Sie wird bei guten Nachbarn wohl geborgen.“ —

Dorilla spricht mit zornerglühten Wangen:
„O harter Mann, man sieht, du lerntest nie
Um eine liebe kranke Mutter bangen;
Sonst sprächst du nimmer so! Ich ließe sie
Daheim um mich in Sorg' und Aengsten schweben,
Um selbst indeß in Glanz und Glück zu leben?“

„Nein, lieber will ich gleich ein Herz mir fassen
Und mich der Fluth vertraun, so laut sie brüllt!
Gott wird ein Kind nicht unter sinken lassen,
Das seine Kindespflichten tren erfüllt.
Der Mutter Spruch ist: Wer will Gutes üben,
Dem ist nie Gottes Beistand ausgeblieben.“

Da leuchteten des Jägers Augen helle
Durch's Abenddunkel, wie ein Sternenpaar.
„Der Mutter Wort bewährt sich dir zur Stelle:
Ich will dein Retter sein in der Gefahr.“
Sprach's, und vom grünen Mantel flugs umwoben
Ward sie in seinem Arm emporgehoben.

Er trug, hochschwebend über Strom und Bächen,
Mit eines Adlers Schnelle sie daher,
Indeß tief unter ihr die Wasserflächen
Sich dehnten wie ein mondbeglänzt's Meer,

Und ließ sie an des Wassers Ufer sachte
Zum Rasen nieder, eh sie's nur gedachte.

Da lag nun vor der hochehrtaunten Blicken
Das Mutterhaus im Schein des Mondes da.
Doch als sie jetzt, von Dank und von Entzücken
Durchströmt, sich um nach ihrem Ketter sah,
War weder nah noch fern auf Wasserstreden
Vom leiserverschwundenen etwas zu entdecken.

„Ha!“ rief sie, „war's ein Wahn, der mich umstrickte?
„Wie! träumt' ich dieses alles nur so klar?“
Die Spindel, die sie in dem Korb erblickte,
Gab Zeugniß, daß es nicht ein Traumbild war.
So eilt sie denn mit frohen Herzensschlägen
Der Mutter, die am Fenster harret, entgegen.

Erst dünkt der Alten mancherlei verfänglich,
Was sie vom schönen Jägersmann vernimmt;
Sie blickt die blanke Spindel an bedenklich,
Die seltsam, goldhell in dem Körbchen glimmt.
Doch als sie weiter hört, was sich begeben,
Schaut sie die Gaben an mit freud'gem Beben.

„Das ist, mein Kind, der Rübezahl gewesen,“
Spricht sie; „fern im Gebirge haust der Geist.
Wohl nekt er Menschen oft, doch nur die bösen,
Indeß den guten er sich gut erweist.
Wer treulich wandelt auf der Tugend Wegen,
Dem bringen seine Gaben Heil und Segen.“

Wie nun Dorilla bei der Lampe Schimmer
Das Garn behutsam aus dem Körbchen nimmt,

Ha! welch ein glänzend wunderbar Gestimmer
Von goldnen Fäden ihr vor Augen schwimmt!
Wie viel der Kunst sie auch durch Fleiß errungen,
So prächt'ge Fäden sind ihr nie gelungen.

Die Spindel strahlt in noch viel hellerm Glanze;
Und wie nunmehr das Mädchen sie versucht,
Da regt sie, wie von selber, sich zum Tanze,
Und tanzt und wirbelt um in lust'ger Flucht,
Und ist mit so viel Fäden rasch umwunden,
Als kaum Dorilla schafft in zwanzig Stunden.

Und wunderbar! die Fäden alle stimmen,
Als wie gesponnen aus dem feinsten Gold,
Nicht minder schön und hell, als jene schimmern,
Die ihr des Jägers Schwesterpaar gezollt.
Da falten Kind und Mutter fromm die Hände,
Um Gott zu bringen ihres Dankes Spende.

Als beide drauf die mitgebrachte Gabe,
Das duft'ge Brot gekostet und den Wein,
Da ist's, als flöste die genoßne Labe
Der Mutter neue Kraft und Leben ein,
Und seit dem Abend fühlt sie Stund' auf Stunden
Die Krankheit schwinden und sich neu gefunden.

Muß ich's erzählen noch, in welch ein Leben
Voll Glück nun bald sich ihre Noth gewandt?
Dorilla, fern von stolzem Ueberheben,
Reicht' einem braven Bauer ihre Hand,
Und weiter wird die Spindel sich vererben,
So lang im Haus nicht Fleiß und Tugend sterben.

Der Alain.

Eine Wanderung längs des Flusses.

Von **A. Hofmann v. Rauborn.**

Mit Illustrationen von **A. Schuster.**

(Schluß.)



ir kehren wieder aus der fernen
Geschichte zur Gegenwart und zu
unserm Mainflusse zurück. Der-
selbe wird nun durch den westlich
der Regnitz sich hinziehenden Steigerwald in seinem
Laufe bis zum Städtchen Schweinfurt nach Nord-
westen gedrängt. Schweinfurt, einst von den Burg-
grafen gleichen Namens, dann von den Grafen von
Henneberg beherrscht, wurde 1361 zu einer freien
Reichsstadt erhoben. Als der Schwedenkönig Gustav
Adolf 1631 bei Breitenfeld in Sachsen den General

Tilly besiegt hatte und darauf durch Thüringen und
Franken nach dem Rheine zog, kam er auch nach
Schweinfurt und gründete hier eine Schule, die in
dem dortigen Gymnasium heute noch blüht.

Von Schweinfurt können wir nicht scheiden, ohne
uns daran erinnern zu haben, daß hier am 16. Tage
des Wonnemonats 1789 einer unserer bedeutendsten
und liebenswürdigsten Dichter geboren wurde. Viel-
leicht wißt ihr schon, wen ich meine; denn wer sollte
Friedrich Rückert († 1866), der uns so viele herr-
liche Lieder, auch von unserm Vaterlande, gesungen hat,

nicht kennen? Ich erinnere euch nur an die Gedichte: Barbarossa, Die drei Gefellen, Die hohle Weide &c.

Bei Schweinfurt hemmen die südlichen Ausläufer der Henneberger Höhen wieder den nordwestlichen Lauf des Flusses und nöthigen ihn, seine Richtung nach Süden zu nehmen.

Von Marktbreit ab wendet sich der Main, durch die westlichen Verzweigungen des Steigerwaldes gedrängt, bis Ochsenfurt wieder nach Westen und dann in weitem Lauf bis Gemünden nach Nordwesten. Mitten auf dieser von anmuthigen Fluß- und Landschaftsbildern umgebenen Strecke liegt in einer über-

meine die s. g. Hexenprozesse. Wohl keine Stadt Deutschlands mußte diesem finsternen Wahn so viele Opfer bringen als das unglückliche Würzburg. Während der 30jährige Krieg draußen wüthete, überlieferte im Innern der Stadt der Bischof (aus dem Geschlechte derer von Ehrenberg) in einem Zeitraume von 4 Jahren etwa 900 Menschen als Hexenleute dem qualvollsten Tode! — Nicht war es wie bei vielen anderen Habgucht, die den Bischof zu dieser Handlungsweise trieb; er lebte vielmehr der festen Ueberzeugung, daß es Hexenleute gebe, und schreckte darum nicht zurück, seinen eignen 16jährigen Neffen, den letzten seines



Würzburg.

aus gesegneten Gegend die bedeutendste Stadt am mittleren Main, die alte Bischofsstadt Würzburg.

Hier breitete der heilige Kilian aus Schottland schon im 7. Jahrhundert das Christenthum aus und taufte den Frankenherzog Gosbert, wurde aber schon im Jahre 689 auf Anstiften der dem Heidenthum ergebenen Schwägerin des Herzogs, der bösen Geilna, ermordet. Der h. Bonifacius setzte 741 den h. Burkhard zum ersten Bischof in Würzburg ein, bei welcher Gelegenheit noch zwei Götzenbilder in den Main geworfen wurden. Die Bischöfe, die sich Herzöge von Franken nannten, ließen sich als Zeichen ihrer weltlichen Macht ein Schwert voran tragen.

Man kann nicht der Geschichte Würzburgs gedenken, ohne an eine der jammervollsten Verirrungen des menschlichen Geistes gemahnt zu werden. Ich

Stammes, hinrichten zu lassen, als er auch diesen der Hexerei schuldig glaubte. Der Kaiser mußte endlich dem unsinnigen Morden Einhalt gebieten.

Das Fürstbisthum Würzburg wurde 1803 aufgelöst; das Land kam an Bayern, wurde aber 1805 zu einem selbständigen Fürstenthum erhoben und dem ehemaligen Großherzoge von Toskana Ferdinand III. verliehen, der sich nun Großherzog von Würzburg nannte. 1815 wurde das Land wieder Bayern zugetheilt.

Würzburg hat viele sehenswerthe Kirchen (Dom, Marienkapelle, Neumünsterkirche u. a.) und sonstige bemerkenswerthe Bauten, die näher zu beschreiben hier zu weit führen würde.

Der Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn stiftete hier 1582 die heute noch blühende Hochschule, sowie das nach ihm genannte Julius-

spital, ein Musterkrankenhaus, das er reich mit Mitteln ausstattete, und in welchem gewöhnlich über 1000 Alte, Wahnsinnige und Kranke ihre Pflege finden. Das Spital ist mit der Universität verbunden, und diese hat dadurch für das Studium der Arzneiwissenschaft große Berühmtheit erlangt.

Hier in Würzburg starb der größte lyrische Dichter des Mittelalters, Walthar von der Vogelweide, im Jahre 1230 und wurde im Lorenzgarten der Neumünsterkirche begraben. Bekannt ist des Sängers Vermächtniß, dessen auch schon ein Gedicht in unserm Blatte erwähnte:

„Vier Löcher höhlt in einem Stein
Und senkt darein vier Trögelein,
Und schüttet Wasser und Körner ein
Für meine lieben Vögelein!“

(A. Stöber.)

Bei Würzburg fand auch eine berühmte deutsche Waffenthat statt: hier schlug der tapfere Erzherzog Karl von Oesterreich am 5. September 1796 den französischen Revolutionsgeneral Jourdan, sodaß die Franzosen das ganze rechte Rheinufer wieder räumen mußten.

Das (ehemals fürstbischöfliche jetzt königliche) großartige Schloß wurde in den Jahren 1720—1744 erbaut; zum Muster diente das Schloß zu Versailles. Es enthält einige Hundert Gemächer und so viel Kellerraum, daß 4000 Fuder Weines darin gelagert werden können. Wir staunen mit Recht über diese Quantität, welche schon darauf hindeutet, daß wir hier in einer der gesegnetsten Weingegenden des Vaterlandes stehen. Links am Main erhebt sich auf einer Anhöhe die alte Beste Marienberg. An der Südseite dieses Berges, welche „die Leiste“ genannt wird, wächst der berühmte Leistenwein. Und unterhalb Würzburg am rechten Ufer des Flusses auf dem Steinberg reißt die Sonne den sogenannten Steinwein, den feurigsten Wein des Frankenlandes, wie der alte Spruch, den wir bei unserer Rheinbeschreibung (Band IV, Seite 149) schon anführten, andeutet.

Die Dampfschiffahrt zwischen Würzburg und Mainz hat zwar längst ihren Dienst eingestellt; dafür ertönt aber von der Quelle bis zur Mündung fast überall am Flusse der gellende Pfiff der Locomotive. Die lieblichen Mainufer sind nicht allein von der Weinrebe freundlich umrankt, sondern auch wie die des Rheines, mit vielen Burgen und Schlössern geziert, welche die Reize der Landschaft wesentlich erhöhen.

Bei dem anmuthig am rechten Ufer gelegenen Städtchen Gemünden, das von den Trümmern des

Deutsche Jugend. VIII.

Schlusses Scherenberg überragt wird, mündet die von den Henneberger Höhen kommende fränkische Saale, an welcher, etwa acht Stunden von der Mündung aufwärts, der berühmte Badeort Kissingen liegt. Unterhalb Gemünden wird dem Main von den Ausläufern des Rhöngebirges, welche die fränkische Saale zur Rechten begleiten, und von dem Speffart der Weg nach Nordwesten gesperrt. Das letztere Gebirge drängt den Fluß direct nach Süden und sich selbst tief in die Flußbiegung ein. Der Main umfließt so auf drei Seiten den Speffart, der ein wenn auch nicht hohes doch meist rauhes Massengebirge darstellt. Auf der Strecke nach Süden begegnen wir den schön gelegenen Städtchen Lohr, Rothenfels und Homburg, von denen die letzteren beiden mit stolzen Schlössern geschmückt sind. Viele Begüterte haben hier am schönen Mainflusse Besitzungen, deren Schlösser freundlich in die Lande blicken.

Die Rhön tritt unserem Strome bei weitem nicht so nahe als der Speffart. Das Gebirge zeigt am Main nicht seine schroffen Seiten, erhebt sich aber in seinem nördlicheren Theile im Kreuzberg bis zu fast 3000'.

Im Winter ist es schauerlich auf diesen schnee-reichen Höhen, und ein Schriftsteller (Walthar) sagt, wer die Großartigkeit des nordischen Winters bewundern wolle, der könne die weite Reise an das Nordcap sparen, er brauche bloß in das heimatliche Rhöngebirge zu kommen.

Wir haben den Fluß bisher nur durch das fränkische Bayerland ziehen sehen. Von Homburg wendet er sich nach Westen und berührt nun mit seinem linken Ufer auf einer kurzen Strecke das Großherzogthum Baden, welches in Wertheim einen der schönstgelegenen Mainorte besitzt. Die ungemein malerischen Ruinen des im dreißigjährigen Kriege zerstörten Schlosses erhöhen wesentlich den Reiz der Gegend. Hier strömt die Tauber dem Main zu.

Von Wertheim aus durchwandern wir stromabwärts den unstreitig reizvollsten Theil des Mainthals. Zu beiden Seiten treten Gebirgsmassen, rechts der Speffart, links der sagenreiche Odenwald, dicht an den Fluß heran und verleihen seinem Ufer eine Menge malerischer Partien. So bildet das schöne Miltenberg fast nur eine Straße, indem es vom Flusse und einem steilauffsteigenden Berge mit mächtigen Sandsteinbrüchen eingeengt ist.

Von Miltenberg aus nimmt der Fluß bis nach Hanau wieder eine nordwestliche Richtung an. Wir treffen auf dieser Strecke die alte Stadt Aschaffenburg, die ehemalige Sommerresidenz der Kurfürsten von Mainz. Neben dem Schlosse und der schönen

romanischen Stiftskirche zieht hauptsächlich unsere Aufmerksamkeit auf sich das von dem kunstfertigen König Ludwig I. von Bayern errichtete Pompejanum, eine römische Villa (Landhaus), welche ganz nach dem Muster eines zu Pompeji in Italien ausgegrabenen altrömischen Hauses erbaut worden ist. Auch Aschaffenburg wird belebt durch Handel und Schifffahrt.

Neben dem Weinhandel ist besonders der Holzhandel am Main bedeutend, denn kein deutscher Fluß berührt wie dieser auf so kurzem Laufe so

Bei Hanau nimmt der Main die zwischen der Rhön und dem Vogelsberg entspringende Kinzig auf, in deren Thal die Ruinen des einst prächtigen Hohenstaufenschlosses Gelnhausen liegen, wo der stolze Kaiser Friedrich I., der Rothbart, gern weilte und große Reichsversammlungen abhielt. Auf einer solchen im Jahre 1180 wurde hier über den hochmüthigen Sachsenherzog Heinrich den Löwen die Reichsacht ausgesprochen, darum, daß er seinen Kaiser in der Roth verlassen hatte. Da ist noch ein Kopf an der



Gelnhausen.

viele waldreiche Gebirge. Schon von dem Frankenthal werden Baumstämme, meist Tannen und Fichten, den Main hinabgeflößt; ganz besonders aber liefert der dicht bewaldete Speessart herrliche wol über 100 Fuß hohe Eichen-, Buchen- und Tannenstämme, die als Werk- und Bauholz nicht nur bis zum Rhein, sondern auch weit hinab nach Holland gesandt werden und nicht selten als stolze Schiffsmasten die weiten Meere durchfahren.

Wie an Holz, so ist der Speessart auch an Wildreich; Hirsche und Rehe, Wildschweine und Füchse, Auerhähne und Raubvögel haufen in den hohen, Schutz bietenden Waldungen.

Mauer, ein Bildniß des alten Kaisers, zu sehen, von welchem der Dichter (v. Schenkendorf) singt:

„Zu Gelnhausen an der Mauer
Steht ein steinerns altes Haupt,
Einsam in dem Haus der Trauer,
Das der Ephen grün umlaubt. —
Und das Haupt, es scheint zu grüßen
Fragend uns halb streng, halb mild;
Laßt es uns in Demuth küssen:
Das ist Kaiser Friedrichs Bild.“

Das freundlich am rechten Mainufer und an der südöstlichen Grenze der fruchtbaren Wetterau gelegene Hanau ist eine durch mancherlei Gewerbe belebte Stadt, die sich besonders durch die im Jahre

1597 der Religion wegen aus ihrem Vaterlande vertriebenen Flamänder und Wallonen, welche hier die Seiden- und Wollen-Weberei, die Gold- und Silber-Schmiederei einführten, gehoben hat. Noch stehen die letztgenannten Erwerbszweige dort in Blüthe, wie denn auch heute noch in der holländischen und französischen Sprache gepredigt wird. In dieser Stadt stand aber auch die Wiege der Gebrüder Grimm, die deutsches Wort und Wesen so tief ergründeten.

Als der Franzosenkaiser Napoleon I. in der blutigen Schlacht bei Leipzig am 16., 18. und 19. October geschlagen war und mit den Trümmern seines Heeres dem Rheine zu floh, da sandte Bayern, das sich endlich auch der deutschen Sache zugewandt hatte, den General Wrede aus, damit er dem flüchtigen Feind begegne und ihm den Rückzug nach dem Rheine abschneide. Friedrich Rückert rief dem General, der bisher die Bayern für Deutschlands Feind Napoleon ins Feld geführt hatte, zu:

„Gen'ral Wrede!
Sieh uns Rede!

Wir von fernher rufen dir:
Leipzigs große Schlacht gewonnen
Haben wir; allein entronnen
Ist der Feind zur Hälfte uns schier.
Komm mit deinem Bayernheere
Ihm bei Hanau in die Quere;
Ihm im Rücken kommen wir.

Gen'ral Wrede!
Für jedwede

Kriegesthat, die du vollbracht,
Als du für den Feind noch kochtest,
Gern uns Schaden bringen mochtest,
Liefre heut' ihm diese Schlacht,
Dass das vor'ge sei vergessen,
Wenn, wie gegen uns vordeffen,
Du heut' für uns sichts mit Macht.“

Wohl stellte sich Wrede bei Hanau mit seinen Bayern und Oesterreichern am 30. und 31. October den Franzosen entgegen, aber das große Feldherrntalent Napoleons errang noch einmal mit einer allerdings doppelt so starken Armee, als sie Wrede zu Gebot stand, einen Sieg, den letzten auf deutschem Boden; so gelang es den Franzosen, ihren Rückzug über den Rhein fortzusetzen.

Die südlichen Ausläufer des rauhen Vogelsberges wehren dem Main den Weiterlauf nach Nordwesten; er würde sonst wohl gern in die gesegnete Wetterau hineinströmen. Nun aber wendet er sich von Hanau ab, an der gewerbsleißigen hessendarmstädtischen Stadt Offenbach vorbei nach Westen, bis zum altberühmten Frankfurt. Hier tritt ihm der mächtige Gebirgszug des Taunus entgegen und lenkt den Lauf des Flusses südwestlich dem Rheine zu.

Von Frankfurt, der alten Wahl- und zuletzt auch Krönungsstadt der deutschen Kaiser, soll euch bald Näheres erzählt werden.

Auch auf der letzten Strecke, auf welcher der Main noch die Städtchen Höchst und Hochheim berührt, schlingt sich die Weinrebe um die ziemlich flachen Ufer des Flusses. Ja, bei Hochheim wächst um die ehemalige Domdechanei ein besonders feiner und feuriger Wein, der, wie unser bekannter Spruch sagt, zu den besten gehört, die das Vaterland erzeugt.

Eble Kastanien, Walnüsse und feine Obstarten gedeihen neben den Feldfrüchten auf den gesegneten Fluren umher. Die umliegenden Gebirge, der Vogelsberg, der dem Main noch bei Höchst die Nidada zusendet, der Odenwald und der Taunus, bleiben meist in meilenweiter Entfernung vom Flusse. Das letztere Gebirge, an dessen Fuß viele heilsame Quellen (in Kronthal, Soden, Weilbach u. a.) hervorsprudeln, nähert sich dem Main gegen seine Mündung hin am meisten und drängt selbst den mächtigen Rhein- strom, wie wir früher schon gesehen haben, nach Westen.

Noch lange sind von der Mainmündung abwärts auf dem rechten Rhein-Ufer die gelben Fluthen des Maines von den grünen Wogen des Rheines zu unterscheiden. Fast scheint es, als falle es dem Main schwer, sich mit dem großen Strome zu vereinigen, als wolle er noch eine gewisse Selbständigkeit neben diesem bewahren; doch das geht nicht lange; bald mischen sich die Wogen, und der kleine Strom muß dem großen dienen, bis auch dieser im gewaltigen Meere untergeht. Ja, ob Bach, Fluß oder Strom:

„Alle rollen vereint zum weiten, unendlichen Meere,
Wo sich ihr Name verliert, wo ihre Welle zerrinnt.“

Sprüche von Friedrich Güll.

Mein Sohn, nimm dich in Acht vor den geschiedten Leuten,
Die Alles wissen und verstehn und Alles deuten,
Vor denen Alles klar, die Alles dir erklären,
Und keine Nahrung doch für Herz und Geist gewähren.

Gebuld! — bist du der Demant in des Berges Schacht;
Gebuld! — bist du die Perle in des Meergrunds Nacht;
Schon rüsten Knappen sich und Taucher, an der Sonne
Gluthstrahlen anzufachen eurer Farben Pracht.

Wär' ich ein Hirtenbube!

Von

Georg Lang.

Da sitz' ich in der Stube,
 Da sitz' ich in dem Haus;
 Wär' ich ein Hirtenbube
 Im freien Felde draus!

Da wollt' ich jubelnd springen
 Wohl auf dem Wiesenplan,
 Und wär' ich müd zu singen,
 Sing' ich zu pfeifen an;

Und wär' ich müd zu pfeifen,
 Dann legt' ich mich in's Moos

Und ließ die Blicke schweifen
 Zum Himmel grenzenlos.

O herrlich Hirtenleben,
 O Haideland so frei,
 Könnt' ich zu dir entschweben
 Wie Finken in dem Mai! —

Mir ist so eng die Stube,
 Mir ist so klein das Haus;
 Wär' ich ein Hirtenbube
 Im freien Felde draus!

Bilder aus der kleinen Thierwelt.

Von


Heinrich Reise.

Mit Zeichnungen von Hed. Flinker und G. Kretschmer.

III. Die Haus-, Feld- und Maulwurfsgrille.

I.

Die Hausgrille.


 Anchem unter euch wird das Heimchen oder die Hausgrille bereits bekannt sein, und wird der eine oder der andere gewiß schon bisweilen den melancholischen, einfachen Gesang des Thierchens vernommen haben. Die Grillen führen ihren Namen nach dem altdeutschen Worte „grillen“, welches mit singen gleichbedeutend ist. Ihr sollt euch nun freilich nicht, so lang euch Lenz und Jugend blühen, wie der lebenswürdige Hölty singt, mit eingebildetem Kummer und mit Sorgen, den sogenannten Grillen, plagen, aber mit dem kleinen, harmlosen Thierchen wollen wir uns im nachstehenden beschäftigen. Einigen unter euch ist gewiß die sinnige Dichtung des englischen Schriftstellers Boz: „Das Heimchen am Heerde“ wenigstens dem Namen nach bekannt. Diese poesiereiche Darstellung würde euch schon gezeigt haben, daß ihr es mit einem poetischen Thierchen zu thun habt.

Das Heimchen liebt hauptsächlich warme Orte, und man findet es am häufigsten, wo Getreide verarbeitet wird, namentlich in Bäckereien und Brennerien hat es sich angejodelt; deshalb wird Mat-

thisson sich jedenfalls geirrt haben, als er in seiner „Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses“ niederschrieb:

„Schweigend in der Abenddämmerung Schleier
 Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt,
 Nur daß hier im alternden Gemäuer
 Melancholisch noch ein Heimchen zirpt.“

Der Dichter wird den Gesang der Feldgrille für den des Heimchens gehalten haben. — Das Thierchen lebt gesellschaftlich, nährt sich von feuchtem Getreide, hält sich während des Tages in Schlupfwinkeln versteckt, geht jedoch Abends und Nachts seiner Nahrung nach, und dann vernimmt man seinen traulich zirpenden Ton. Abergläubische Leute halten den Gesang des Heimchens, ebensowohl wie das Picken der Todenuhr (des Holzbohrwurms), für den Vorboten eines nahe bevorstehenden Todesfalles. Das Männchen ruft in seinem Gesang das Weibchen herbei; letzteres legt seine Eier vermittelst des sogenannten Legestachels, den ihr bei dem hier dargestellten Thierchen auch bemerken werdet, in die Erde oder den Schutt der Gebäude, und nach circa zwölf Tagen schlüpfen die Jungen aus; diese erreichen ihre vollkommene Größe erst nachdem sie sich viermal gehäutet haben, und findet ein Puppenzustand bei ihnen nicht statt. Nach jeder Häutung wird

das Thierchen größer und erscheint alsdann beinahe schneeweiß, doch bald wird es dunkler, und die erwachsene Hausgrille erscheint gelb oder braun. Männchen und Weibchen sind leicht zu unterscheiden; die Flügeldecken des ersteren sind mit vielen krumm laufenden, starken Adern durchzogen, durch deren Aneinanderreiben sie den zwitschernden Ton hervorrufen, die des Weibchens dagegen sind gegittert und mehr glatt; der Legestachel, den nur das Weibchen trägt, ist fast so lang wie der Hinterleib. Die Hausgrillen unterscheiden sich von den Feldgrillen nicht allein durch hellere Färbung, sondern die Gestalt der ersteren ist auch eine geschmeidigere.



Der Kopf der Hausgrillen ist rund und glänzend, an jeder Seite desselben tritt ein rundes, schwarzbraunes Auge hervor, und ein brauner Streif zieht sich quer über den Kopf von dem einen Auge zum andern. Die Fühlfäden sind sehr beweglich und können sich über den ganzen Körper erstrecken, so daß die Thierchen sowohl die vor, wie auch die hinter ihnen liegenden Gegenstände betasten können. Am Hinterleibe befinden sich bei beiden Geschlechtern zwei Spitzen, die erst ziemlich nahe zusammenstehend, weiterhin auseinander gehen; man vermuthet, daß diese Anhängsel den Thierchen in ihren engen Wohnungen zum Tasten dienen, da sie sich in den engen Kanälen der Fühlfäden nicht rückwärts bedienen können.

Die Vorder- und Mittelfüße des Heimchens sind zarter gebaut als die Hinterfüße; die Schenkel der letzteren aber sind namentlich stark und dick, und geben dem Körper des Thierchens Schwungkraft beim Springen.

Der Gesang der Hausgrille oder des Heimchens unterscheidet sich von dem der Feldgrille dadurch, daß er häufiger absetzt und nicht so hell klingt. Nur das Männchen ist mit Gesang begabt, und lockt durch seine Serenaden das Weibchen herbei; letzteres gibt dann seine Gegenwart, sobald es herangekommen, durch die Fühlfäden zu erkennen und wird vom Männchen froh bewillkommt.

II.

Die Feldgrille.

Die vollkommen ausgebildete Feldgrille erscheint im Juni oder Juli, sie hat sich dann zum vierten Male gehäutet und ist mit vier Flügeln versehen. Nach jeder Häutung erscheint die Grundfarbe weißlich, dann halten die Thierchen sich gewöhnlich versteckt; doch bald bekommt der Hinterleib, welcher mit zarten Härchen besetzt ist, eine braungraue Färbung, Kopf, Bruststück und Füße erscheinen schwarz; schon durch diese Zeichnung unterscheidet sich die Feldgrille wesentlich von der Hausgrille. Männchen und Weibchen sind ebenfalls leicht zu unterscheiden; die weibliche Feldgrille trägt, ebenso wie ihre nahe Ver-



wandte, das Heimchen, einen Legestachel, auch sind die Flügeldecken des Weibchens nicht mit so straffen Adern durchzogen wie die des Männchens. Die Feldgrille ist plumper als die Hausgrille gebaut, doch mit Ausnahme ihrer dunkleren Farbe unterscheidet sie sich nicht wesentlich von dem Heimchen.

Die Feldgrillen legen ihre Höhlungen immer an sonnigen, hügelartigen Orten, und zwar in solcher Weise an, daß das Regenwasser nicht in selbige hineinkommen kann; sie bauen deshalb nicht senkrecht, sondern wagerecht, und bohren später schräg in den Erdboden hinein, auch ist die Höhle, wahrscheinlich um ihren Feinden den Eingang unmöglich zu machen, so eng, daß sie sich in derselben nicht umzuwenden vermögen; sie bedienen sich bei Anlage dieser Wohnungen sowohl ihres Mundes wie auch der starken Hinterfüße.

Die Feldgrillen sind sehr unverträglich und beschaden sich unter einander auf das heftigste; sie rennen mit den Köpfen wie die Bücke zusammen, beißen sich die Gliedmaßen ab, und der Sieger verzehrt gewöhnlich den Besiegten. Die männlichen Feldgrillen halten sich bei guter Witterung, größtentheils ihres Lockgesanges wegen, außerhalb ihrer Wohnung auf. Das Weibchen legt seine Eier im Juli oder August, etwa dreißig an der Zahl, an verschiedenen Stellen seiner Höhle mittelst seines Legestachels in die Erde nieder; nach vierzehn Ta-

gen kriechen dann die Zungen bereits aus, welche sich von zarten Grashalmen nähren; sie häuten sich zweimal, beziehen darauf ihre Winterquartiere, kommen im Frühling wiederum zum Vorschein, und sind dann mit der vierten Häutung vollkommen ausgebildet.

III.

Die Maulwurfsgrille oder Aderwerre.

Die Maulwurfsgrille verdankt einer gewissen Aehnlichkeit mit unserm Maulwurf ihren Namen. Beiläufig sei hier bemerkt, daß der Maulwurf richtig Mullwurf oder Mullwerfer genannt werden sollte, denn er wirft die Erde nicht mit dem Maul auf, sondern sein Name entstammt dem plattdeutschen Mull, und Mull bedeutet lockre Erde. Indem der Hochdeutsche Mull durch Maul übersehte, machte er sich desselben Fehlers wie jenes Dienstmädchen schuldig, welches das Wort „Grapen“ für plattdeutsch hielt, und da sie sich gern hochdeutsch ausdrücken wollte, so sagte sie nie, der Grapen muß auf's Feuer gesetzt werden, sondern sie brachte den „Grasfen“ zum Feuer.

Die weibliche Maulwurfsgrille gräbt sich zur Mittsommerzeit einige Zoll tief eine Höhlung in der Erde aus, in welche sie etwa 300 Eier legt. Die Höhle steht mit einem Kanal in Verbindung, welcher dem Insecte zum Aus- und Einschlüpfen dient. Diese Höhlen befinden sich gewöhnlich auf Wiesen, an welche Getreidefelder grenzen. Nach vier Wochen entschlüpfen die Maulwurfsgrillen dem Ei, sie nähren sich von zarten Gräserwurzeln, und erst dann, wenn sie in ihrer Nähe keine mehr vorfinden, begeben sie sich, ihrer fortschreitenden Entwicklung entsprechend, weiter und weiter, und ist an dem vergilbten Grase auf der Wiese leicht der von ihnen eingeschlagene Weg zu verfolgen. Wenn die Grillen sich zum zweiten Mal gehäutet haben, trennt sich die Brut, und eine jede Grille geht einzeln ihrer Nahrung nach. Sie haben jetzt eine schwarzgraue Farbe, die bei fernerer Entwicklung des Insectes in's Braunröthliche übergeht. Nachdem sie sich zum dritten Male gehäutet haben, bleiben sie in diesem Zustande während des Winters unter der Erde, aber noch fehlen ihnen die Flügelscheiden. In milderen Wintern gehn

sie auch in diesem Zustande ihrer Nahrung nach, bei starkem Froste jedoch begeben sie sich tiefer in die Erde. Nach der vierten Häutung sind die Flügelscheiden zu erkennen; in dieser Gestalt erscheint sie im April oder Mai und beginnt ihr Vernichtungswerk in den Saaten. Nach der fünften, der letzten Häutung, hat die Maulwurfsgrille ihre vollkommene Entwicklung erreicht und ist mit vier Flügeln ausgestattet. Am Tage läßt sie sich selten sehn und bahnt sich ihre Wege hart unter der Erde. Das Bruststück der Maulwurfsgrille hat Aehnlichkeit mit dem eines Krebses; es ist vorn und hinten von einem schmalen Saum umgeben, der dem Theile Festigkeit verleiht und das Insect befähigt, dem zu durchbohrenden Erdreich mehr Widerstand entgegenzusetzen zu können. Der Kopf und die Augen sind klein, die Fühlfäden, welche das Thier bei den Wanderungen unter der Erde zurücklegt, ziemlich lang.

Die weibliche Haus- und Feldgrille ist an dem Legestachel leicht zu erkennen; dieser fehlt dem Weibchen der Maulwurfsgrille, welches sich nur dadurch von dem Männchen unterscheidet, daß die Oberflügel des letzteren mit stärkeren Adern durchzogen sind. Die Oberflügel sind klein, und bedecken nicht die vielfach zusammengefalteten Unterflügel. Ebenso wie das Heuschrecken und die Feldgrille musiziert auch nur das Männchen der Maulwurfsgrille, indem es, wie schon erwähnt, die Oberflügel aneinander reibt*); der Ton jedoch,



*) Küssel sagt: „Daß das zwitschernde Getöse, welches wir im Heumond auf den Feldern hören, nicht allein von den Grillen, sondern auch von den Heuschrecken herrührt, ist, wie ich glaube, eine bekannte Sache; daß aber dieses Zwitschern nur von den Männchen herrührt, wird nicht jeder wissen. Jene Insekten nämlich suchen durch den Gesang, zur Zeit wenn sie ausgewachsen, den Weibchen ihre Gegenwart zu erkennen zu geben, und stimmen also gleichsam Liebeslieder an, durch welche sie die ersehnten herbeilocken. Das Instrument, dessen sie sich bedienen, sind ihre oberen Flügel, nahe dem Halschild, wo selbige eingefenkt sind und eine etwas breite Fläche haben. Dort sind sie auch mit mehreren und stärkeren Adern versehen, als deren die Weibchen besitzen. Wenn sie nun diese zwei steifen und trocknen Körper schnell aneinander reiben, so entsteht der so hell klingende Schall. Man wende nicht ein, es könne durch das Aneinanderreiben der Flügel allein kein solcher Ton hervorgebracht werden, wenn nicht auch eine Höhle in denselben wäre und Luft hin-

welchen sie hervorbringt, klingt nicht so hell wie derjenige der Feldgrille. Der Hinterleib zeigt neun Abfälle, ist oben braun und geht nach den Seiten und dem Unterleib in gelblichrothe Färbung über. An dem letzten Gelenke befinden sich ein Paar Fühlfäden, welche beinahe die Länge der am Kopfe befindlichen erreichen und dem Thiere wahrscheinlich, wie dieß bei den Haus- und Feldgrillen der Fall, zum Tasten in den unterirdischen Höhlen dienen.

zuträte, gleichwie eine Maultrommel ohne eine besondere Bewegung, Einziehung und Ausstosung der Luft keinen Ton gibt, man mag sie bewegen wie man nur immer will. Doch wir werden sehen, daß es sich mit dem Gesang aller Heuschrecken und Grillen fast ebenso wie mit dem Ton eines solchen Instrumentes verhält; doch mit dem Unterschied, daß jene Insekten nur immer ein und denselben Ton erschallen lassen, der sich nur in der Geschwindigkeit verändert. Diejenigen, welche behaupten, das Zwitschern der Heuschrecken und Grillen würde nicht durch die Flügel, sondern entweder durch den Mund, oder durch das Zusammenwirken der Füße erregt, irren sich. Ich nahm nämlich,“ sagt Küssel, „eine männliche Grille, zerschnitt an derselben mit einer Scheere der Länge nach einen der Oberflügel, und setzte sie dann wieder in ein Glas. Die Verletzung verhinderte es nicht, daß

Die Hinterfüße sind die längsten, jedoch zum Springen weniger geeignet als bei denen der beiden anderen Grillenarten. Die Vorderfüße bestehen aus drei Theilen, von denen der mittlere der stärkste; der dritte ähnelt, seiner zackenförmigen Gestalt wegen, dem Vorderfuße eines Maulwurfs. Wer die Maulwurfsgrille nur einmal gesehen, dem wird sich die an Krebs und Maulwurf erinnernde, eigenthümliche Gestalt fest einprägen.

die Grille nicht wiederum beide Flügel aneinandertrieb, und man hörte bald, daß sie noch zwitschern konnte; allein sie ließ jetzt keinen hellen Klang mehr erschallen, sondern einen ähnlichen, den eine Geige von sich gibt, deren Boden einen Sprung bekommen, so daß man deutlich wahrnehmen konnte, ihr Instrument sei beschädigt. Schnitt ich den einen Flügel fast ganz quer ab, so wurde der Laut noch geringer, und wenn ich beide Flügel so weit wegnahm, daß nur bei ihrer Einsetzung ein geringer Theil stehen blieb, so war ein Ton kaum mehr zu hören. Daraus geht hervor, daß Heuschrecken und Grillen zu ihrem Gesange der oberen Flügel bedürfen, und wenn sie zwitschern, heben sie dieselben beim Halschild empor und treiben die aus den darunter befindlichen Luftlöchern kommende Luft mit einer zitternden Bewegung der Flügel hervor.“



Auflösung der Räthsel Seite 127.

Räthsel von Friedrich Güll.

1. Gericht, Gewicht, Gesicht, Gedicht. 2. Der Ziegenhainer, die Zigeuner.



Auflösung der Knackmandeln Seite 127

von Robert Löwike.

I.

Ewald, Wald — Marie, Arie — Paula, Aula —
Walter, Alter.

II.

Lotto, Otto — Manna, Anna — Motto, Otto —
Prosa, Rosa — Wolga, Olga.

III.

Erobert, Robert.

IV.

Elisa, Elisabeth.

V.

Adel, Adelheid.